

Die Grafschaft Glatz. Neue Studien zu Geschichte und Literatur. Hrsg. von Jan Pacholski und Matthias Weber. (Schlesische Grenzgänger, Bd. 9.) Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2018. 234 S. ISBN 978-3-96023-173-8. (€ 32,-)

Der anzuzeigende Band geht aus einer im Sommer 2015 in Breslau (Wrocław) veranstalteten Tagung hervor und versammelt insgesamt 15 Beiträge, die in die Abschnitte „Geschichte“ und „Literatur“ gegliedert sind. Diese Texte stellen die deutschsprachigen Beiträge der zugrundeliegenden Veranstaltung dar; die deutlich zahlreicheren (mehr als 30) polnisch- und tschechischsprachigen Beiträge wurden bereits 2016 publiziert.¹

Eine kontextualisierende Einbettung der hier zum Abdruck gekommenen Texte in die gesamte Tagung wäre dem Verständnis des Tagungsvorhabens wie des hier vorliegenden Bandes nicht abträglich gewesen. Die Erwähnung, dass es vier Sektionen gab, ohne auszuführen, welche dies waren, ist nach Ansicht des Rezensenten zu knapp (S. 10). Bilden die deutschsprachigen Texte zwei Sektionen „Geschichte“ und „Literatur“ ab? Oder orientiert sich die Gliederung der beiden Bände an einem anderen Schema? Eine erweiterte Einführung, die auch auf thematisch korrespondierende Beiträge in dem bereits erschienenen Band hätte hinweisen können, wäre sinnvoll gewesen – hier ist sie mit nur zwei Seiten sehr knapp gehalten (S. 9 f.).

Die hier nun versammelten Aufsätze sind sowohl thematisch als auch epochal weit gestreut: im Teil „Geschichte“ von Arno Herzigs Überblick zum „Protestantischen Jahrhundert der Grafschaft Glatz (1530-1630)“ über vergleichsweise umfangreiche Ausführungen von Mirosława Czarnicka über die Entwicklung der Mädchenschulbildung in Schlesien und der Grafschaft Glatz zwischen dem 16. und dem 19. Jh. bis zu Lionel Picards Beitrag über die Bedeutung des Weihnachtsfestes für die aus der Grafschaft Glatz Vertriebenen, der bis in die Zeit nach der Jahrtausendwende reicht. Auch im Teil „Literatur“ ist Vieles auf den ersten Blick Unverbundenes zusammengestellt: So steht Jan Pacholskis Beitrag über die Darstellung der beeindruckenden Adersbacher Felsenlandschaft in Reiseberichten des 18. Jh. beispielsweise neben einem „Abriss der Glatzer Mundartdichtung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ von Rafał Biskup oder zwei Beiträgen zum Leben und Werk der 1937 in Breslau geborenen und seit den 1960er Jahren in Meersburg lebenden Lyrikerin Monika Taubitz von Katarzyna Nowakowska und Paweł Zimniak.

Aus der Vielzahl der Beiträge sollen zwei besonders hervorgehoben werden: Matthias Webers knappe, aber sehr lesenswerte Ausführungen über das „Dreiding“ zeigen plastisch und eindrucksvoll den Wert lokaler Gerichtsquellen für die Erforschung des Alltagslebens auf dem Dorf – hier vor allem für die Zeit vom 17. bis zum 19. Jh. Der Beitrag Picards über die Bedeutung des Weihnachtsfestes für die Vertriebenen aus der Grafschaft Glatz ließ den Rezensenten hingegen etwas ratlos zurück. Über die Analyse der Titelseiten der Dezemberausgaben der seit 1950 monatlich erscheinenden Vertriebenenzeitung *Grafschafter Bote* nähert sich der Vf. insbesondere den dort geschilderten bzw. erinnerten „Weihnachtstraditionen“ (S. 110) und fragt nach deren identitätsstiftenden Einflüssen. Dass es freilich schwierig ist, eine keineswegs homogene Personengruppe als „die Grafschafter“ (S. 115) anzusprechen, sei dahingestellt. Spannend wäre zudem eine wirkliche Langfristperspektive gewesen, also die Entwicklung der Argumentation im Betrachtungszeitraum jenseits der Reaktionen auf politische Ereignisse wie Mauerbau oder Ostverträge. Auch die Resonanz auf diese Artikel, z. B. – so es derlei gab – in Form von Leserbriefen, wären zumindest eine Erwähnung wert gewesen. Da die Analyse der Artikel bis Weihnachten 2015 reicht, hätte den Rezensenten interessiert, ob aus naheliegenden Gründen die

¹ Vgl. EDWARD BIAŁEK, WOJCIECH BROWARNY u. a. (Hrsg.): *Kultura ziemi kłodzkiej. Tradycje i współczesność* [Die Kultur des Glatzer Landes. Traditionen und Gegenwart], Wrocław 2016.

seit Sommer des Jahres im gesamtgesellschaftlichen Diskurs relevanten Migrationsbewegungen thematisiert worden sind.

Die oft von Rezensenten niedergelegte Forderung nach einem „roten Faden“ in Tagungs- bzw. Sammelbänden muss einerseits auch hier gestellt werden. Folgt man andererseits aber konsequent dem Untertitel des Bandes, bietet sich dem kulturgeschichtlich und -wissenschaftlich interessierten Leser eine große Bandbreite an aktuellen Forschungen, die sich – wie hier nur angedeutet werden kann – aus ganz unterschiedlicher Perspektive der Grafschaft Glatz und den mit diesem Territorium verbundenen Menschen nähern. So heterogen die Zusammenstellung dieses Bandes auch ausfällt, so eindrucksvoll kommen damit die vielfältigen Forschungsansätze zum Ausdruck, die sich diesem hochinteressanten Gebiet in Ostmitteleuropa aktuell widmen.

Marburg

Lutz Vogel

Les saints et leur culte en Europe centrale au Moyen Âge (XIe-début du XIVe siècle).

Hrsg. von Marie-Madeleine de Cevins und Olivier Martin (Hagiologia, Bd. 13.) Brepols Publishers. Turnhout 2017. 382 S., Ill. ISBN 978-2-503-57548-3. (€ 90,-)

Das Standardwerk von André Vauchez² zur mittelalterlichen Heiligkeit konstatiert für große Teile Mittel-, Nord- und Osteuropas eine geringere Entfaltung der kultischen Verehrung von Heiligen als in den südlichen oder westlichen Bereichen. Der vorliegende Sammelband, der aus zwei Kolloquien in Frankreich hervorgegangen ist, unternimmt es erklärtermaßen, diesen Scheinbefund durch intensivere Studien über „Zentraleuropa“ zu revidieren. Der Schwerpunkt der Einzeluntersuchungen liegt dabei vor allem auf Böhmen, Polen und Ungarn – und abweichend von der thematischen Gliederung des besprochenen Bandes ergänzen sich dessen Teile erst in einer geografischen Anordnung sinnvoll.

Petr Kubín gibt eingangs einen Überblick über die Heiligen Böhmens, wozu sich einige thematisch engere Studien gesellen, etwa zum intensiven Ausbau der Kulte in der Residenzstadt Prag durch Kaiser Karl IV., der mit Erfolg gleichermaßen für Reliquien und Ablässe sorgte (David C. Mengel). Mit den spätmittelalterlichen Bruderschaften Böhmens befasst sich Haná Pátková, die insbesondere die Wahl der heiligen Patrone, deren örtliche und soziale Zuordnungen sowie die Unterschiede zwischen Katholiken und Utraquisten beachtet. Akribisch betrachtet Christian-Frederick Felskau die Transformationen, welche die hagiografischen Texte über Agnes von Böhmen seit ihrem Tod 1282 durchliefen und die im Spannungsfeld zwischen Agnes' königlicher Herkunft und ihrem Leben als Klarisse standen. Mit dem Kult des 997 ermordeten Slavinikiden Adalbert von Prag befasst sich Geneviève Bühner-Thierry, wobei sie diesen als transnationales Phänomen begreift.

Krakau war für das mittelalterliche Polen auch ein Zentrum der Heiligenkulte: So erörtert Stanislava Kuzmová den bereits bestens erforschten, erfolgreichen Kult des 1253 kanonisierten Stanislaus, geht aber auch auf die ihn am Ort der Verehrung begleitenden oder mit ihm konkurrierenden Heiligen ein. Von diesen betrachtet Anna Zajchowska den 1257 verstorbenen Dominikaner Hyacinth, dessen hagiografisches Corpus sie klar gegliedert analysiert. Darin bildeten die in Vorbereitung einer Kanonisation gesammelten Wunder den Schwerpunkt.

Der größte Komplex von Beiträgen betrifft Ungarn: Am Anfang der Heiligenkulte stand hier die Reihe der Arpadenherrscher Stephan, Emmerich und Ladislaus, deren Spuren in der Liturgie Edit Madas durch Studien in Handschriften Mitteleuropas nichtungarischer Provenienz nachgeht, in denen König Stephan sehr deutlich einen Vorzug genoss. Anne Reltgen-Tallon untersucht, wie der Bericht des Svibert von Porrochia (viel-

² ANDRÉ VAUCHEZ: La sainteté en Occident aux derniers siècles du Moyen Âge. D'après les procès de canonisation et les documents hagiographiques, Roma 1981.

leicht Sárospatak/Patak) über die 90 Dominikaner, die 1241/42 in Ungarn Opfer der Tataren wurden, sich angelehnt an den Kult des 1253 heiliggesprochenen Märtyrers Petrus von Verona in der Ordensliteratur etablieren konnte. Ottó G e c c s e r nimmt Sebastian und Rochus als Seuchenheilige in Ungarn in den Fokus, wobei Ersterer innerhalb einer längeren Verehrungsgeschichte neu gedeutet wurde, Rochus aber seit 1490 mit der genannten Spezialisierung hinzutrat: Er stieß damit gleichsam in eine Lücke, die sich aufgrund der dynastischen Ausrichtung der in Ungarn bisher verehrten Heiligen bot. Enikő C z u k o v i t s erörtert hingegen diejenigen Heiligen, die seit etwa 1390 als Befreier solcher Christen gesehen wurden, die in türkische Gefangenschaft gerieten: Bei Johannes Capistranus und Paul dem Eremiten lassen sich entsprechende Mirakel finden, die in Ilok (Újlak) und Budaszentlőrinc aufgezeichnet wurden. Im Hinblick auf die franziskanische Observanz untersucht Ludovic V i a l l e t auf den Spuren der Reise des Johannes Capistranus durch Mitteleuropa, wie dieser den 1450 kanonisierten Bernardinus von Siena zu einer Identifikationsfigur aufbaute, aber auch, wie sich Kritik an beiden formierte.

Hinzu tritt der Beitrag von Carmen F l o r e a über das Aufblühen der Verehrung von jungfräulichen Märtyrinnen im Siebenbürgen des 15. Jh., hinter der sie die Förderung durch männliche Kleriker wie Bischof Georg Lépes von Weißenburg sieht: Details der bildlichen Darstellung, etwa der hl. Katharina mit Kurzhaarschnitt, finden hier besondere Aufmerksamkeit. Auch Ivan G e r á t untersucht Bilderzyklen von Heiligen im sog. Ungarischen Angiovinischen Legendar aus dem mittleren 14. Jh., insbesondere im Hinblick auf den hl. Ladislaus und die auswärtigen Einflüsse auf dessen Darstellung: Das Fehlen dieses Heiligen auf Altartafeln scheint darauf zu beruhen, dass den Stiftern die mit ihm verknüpften deutschenfeindlichen Aspekte unpassend erschienen. Eszter K o n r á d nimmt die Stigmatisierung des Franz von Assisi in ungarischsprachigen Texten in den Blick, beginnend mit der lakonischen Wiedergabe im Jókai-Codex von ca. 1440 bis hin zu weiteren Versionen, die bereits den Streit um die Wundmale anderer Personen, insbesondere im Anschluss an die 1461 erfolgte Heiligsprechung der Katharina von Siena, widerspiegeln.

Insgesamt bewegen sich die vorliegenden Beiträge im Spannungsfeld von Zusammenfassungen des Bekannten und spannenden neuen Einblicken: Es verdichtet sich der Eindruck, dass solche Befunde regionaler Ungleichgewichte, so wie einst bei Vauchez, der Spiegel einer Forschungslandschaft waren, die die Ergebnisse in den Publikationsorganen oder Sprachen Ostmitteleuropas weitaus weniger wahrnahm. Intensivierte Betrachtungen mitsamt dem Transfer in weiter verbreitete Sprachen können hier Abhilfe schaffen, wie viele der besprochenen Beiträge in Bezug auf die erwähnten Regionen eindrücklich aufzeigen. Der Band besitzt einen Index der Personen- und der Ortsnamen.

Marburg

Otfried Krafft

Wenzel. Protagonist der böhmischen Erinnerungskultur. Hrsg. von Stefan Samerski. Ferdinand Schöningh. Paderborn 2018. VIII, 329 S. ISBN 978-3-506-78533-6. (€ 59,-)

Der Sammelband geht zurück auf eine Tagung am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig vom 5. bis 7. März 2008; für den Druck wurden die Beiträge z. T. erweitert und auch thematisch ergänzt. Das Ziel der Publikation ist die Erörterung der „zentralen Memorialfigur“ (S. VII) der Böhmisches Länder, denn der Kult um den heiligen Wenzel (Václav) gehört zu den „ältesten Gründungsmythen Europas“ (S. 1) und hat sich im Laufe der Jahrhunderte bis in die Gegenwart vielfach gewandelt.

Der methodische Zugang ist nicht einfach, denn in der Literatur sind solche Untersuchungen nach Maurice Halbwachs mit dem Begriff „Erinnerungsorte“ konnotiert, der hier aber mit einer Person/Figur gleichgesetzt wird, wie Th. W ü n s c h in seiner methodischen Einleitung ausführt (S. 14). Über die historische Person Wenzel berichten die Quellen nur wenig, aber in den Legenden um den böhmischen Herzog ergeben sich viele Projektionsflächen für eine Betrachtung: die postulierte Staatsgründung der Tschechen im 10. Jh., die

Übernahme des Christentums, der Ausgleich mit dem deutschen Nachbarn, der Brudermord durch Boleslav, die Bindung an oder die Konkurrenz zu anderen Heiligen: Ludmilla, die Großmutter Wenzels, und die Jungfrau Maria (von Altbunzlau), später die Gegenfigur des hl. Johannes von Nepomuk.

In 13 Aufsätzen werden Kontinuität und Wandel des Bildes dieses zum Heiligen verkörperten Herrschers abgehandelt, wobei dieses Bild im Laufe der Jahrhunderte zwischen Idealisierung und karnevalistischer Verzerrung (siehe den Beitrag von Veronika Siska) oszilliert. Es ist damit für verschiedene Anliegen instrumentalisierbar, sei es für die Herrschaftsauffassung Karls IV. (dessen Krone im Anhang abgelichtet ist), als Legitimationsgestalt für das Haus Habsburg auf dem böhmischen Thron, aber auch als entgegengesetzte Tendenz in der Hussitenzeit; als nationales Symbol in der tschechischen Aufstiegs-geschichte im 19. Jh. und sogar als Beispiel für eine Kollaboration mit den deutschen Okkupanten im Zweiten Weltkrieg. Wenzel erweist sich als ein örtlicher Heiliger mit großer Ausstrahlung auf angrenzende Gebiete (die „goldene Straße“ bis Nürnberg) und als wirkmächtig bis in die Gegenwart, sei es bei den vertriebenen Sudetendeutschen oder in der Innenpolitik der Tschechischen Republik, in der im Jahre 2000 sein Todestag (28. September) ohne Nennung seines Namens als Staatsfeiertag eingeführt worden ist (S. 191 ff.).

Die meisten Aufsätze folgen der zeitlichen Dimension und zeigen das Bild des „Heiligen“ im Wandel; dazu finden sich einige Beiträge zur systematischen Betrachtung, etwa über die Musik oder Statuen des Wenzel in Kirchen. Die Beiträge reichen von wenigen Seiten bis zu monografischen Abhandlungen, wie die umfangreiche bibliografische Übersicht von Franz Machilek (S. 27-97), und die Beiträger stammen aus mehreren Ländern. Dabei ist aber zu kritisieren, dass bei Übersetzungen ins Deutsche die Autoren selbst für die sprachliche Überarbeitung verantwortlich waren; so sind leider bei wichtigen Beiträgen zahlreiche stilistische Mängel zu beklagen. Über die Autoren hätte man auch gern mehr erfahren als nur den Arbeitsort, und ein Personenregister wäre wünschenswert gewesen, um etwa die Opposition Wenzel – Nepomuk (als von den Habsburgern geförderter Heiliger) in den verschiedenen Zugängen verfolgen zu können.

Das Thema ist vielschichtig und bemerkenswert, einmal im Sinne einer Identifizierung mit der tschechischen Tradition – was sich auch in den Wallfahrten zum Sterbeort Altbunzlau (Stará Boleslav) zeigte –, zum anderen in der künstlerischen Verzerrung und Umwertung; so fand das kolossale Denkmal eines kriegerischen (unhistorischen) Wenzel vor dem Nationalmuseum am Kopfende des Wenzelsplatzes in Prag (früher Rossmarkt) 1999 seine ironische Umkehrung (Abb. S. 210), als Wenzel wenig heldenhaft als eine auf dem Bauch eines kopfüber hängenden Pferdes sitzende Gestalt in der Lucerna-Galerie nahe dem Wenzelsplatz dargestellt wurde.

Die „zentrale Memorialfigur“ der böhmischen Geschichte erweist sich als wirkmächtig und fragwürdig zugleich.

Köln

Manfred Alexander

Studien zur Stadtchronistik (1400-1850). Bremen und Hamburg, Oberlausitz und Niederlausitz, Brandenburg und Böhmen, Sachsen und Schlesien. Hrsg. von Lars-Arne Dannenberg und Mario Müller. (Beihefte zum Neuen Lausitzischen Magazin, Bd. 20.) Universitätsverlag – Georg Olms Verlag. Hildesheim u. a. 2018. 556 S., 17 Abb., Kt. ISBN 978-3-487-15564-7. (€ 68,-)

Regionalgeschichtliche Studien zu Städten erfreuen sich weiterhin großer Beliebtheit. Exemplarisch sei hier verwiesen, im Blick von West nach Ost, auf Arbeiten von Manfred Groten (Rheinland)¹, Helmut Bräuer (Mitteldeutschland)² und Udo Arnold (Preußen und

¹ MANFRED GROTEN: Die deutsche Stadt im Mittelalter, Stuttgart 2013; DERS.: Die mittelalterliche Stadt als Erbin der antiken civitas, in: MICHAEL BERNSEN, MATTHIAS BE-

Livland)³. Dieser Trend wird gestützt durch die berechnete Annahme, dass Urbanisierung und Wachstum der Städte Teil von historischen und gegenwärtigen Globalisierungsprozessen sind.⁴ Aber nur in unterschiedlichem Ausmaß werden auch Stadtchroniken in solche stadthistorischen Arbeiten miteinbezogen (S. 19).

Der von Lars-Arne Dannenberg und Mario Müller hrsg. Band konzentriert sich auf den historischen nord- und ostmitteleuropäischen Raum: Bremen, Hamburg, Ober- und Niederlausitz, Brandenburg, Böhmen, Sachsen und Schlesien vom Spätmittelalter bis in das 19. Jh. Seit dem Spätmittelalter traten Chroniken als beliebte deutende Darstellungsform der Stadtgeschichte auf. Der vorliegende Band ist das Ergebnis der 2013 in Bautzen stattgefundenen Herbsttagung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Die Hrsg. eröffnen den Band mit einer Übersicht über die Beiträge. Hiernach führt Susanne Rau mit dem Blick nach Hamburg und Bremen als Referenzfolie sowie mit Überlegungen zur Vernetzung der Städte untereinander in das Thema ein. Sie plädiert für einen Wandel in der Stadtgeschichtsforschung zugunsten eines Fokus' auf die interurbanen Verflechtungen.

Der umfangreiche Abschnitt zur Region der Oberlausitz beginnt mit einem Verzeichnis der handschriftlichen Chroniken der Landstädte in der Oberlausitz von Tino Fröde. Lenka Bobková widmet sich der für die Oberlausitz und Böhmen bedeutenden Zittauer Chronik des Johannes von Guben, wobei sie für eine moderne Neuedition plädiert. Martin Barus beschäftigt sich mit dem Görlitzer Stadtschreiber und Stadtbeamten Johannes Frauenburg (geb. in Danzig) und seiner Stadtgeschichtsschreibung, dem *secretarium*, einer ausführlichen Geschichtsschreibung zwischen Annalistik und Chronistik. Die Ratsannalen des Johannes Hass aus Görlitz stehen im Mittelpunkt der Betrachtung von Gesine Mierke, die die „Integration von Urkunden, Protokollen, Dokumenten“ (S. 128) hin zu einer Konstruktion eines Stadtgedächtnisses hervorhebt. Martin Christ nimmt sich ebenfalls des Johannes Hass an und untersucht dessen Darstellung religiöser Persönlichkeiten am Beispiel Martin Luthers, Huldrych Zwinglis und Johann Tetzels. Ein Abschnitt des Dreißigjährigen Kriegs von 1618 bis 1635/37 steht im Mittelpunkt der fast monografischen Untersuchung von Petr Hrachovec und Jan Zdíchynec anhand von Zittauer und Laubaner Chroniken (S. 151-272). Als Desiderat nennen beide die Einbeziehung solcher Chroniken in vergleichende Forschungen zur zeitgenössischen Publizistik. Grit Richter-Laugwitz berichtet über die Bautzener Chronik des Karl Friedrich Techell (geb. 1759), die 2012 nach Bautzen zurückkehrte, restauriert wurde und eine zentrale Quelle zur Stadtgeschichte im 19. Jh. darstellt. Annegret und Steffen Jatzwauk bieten eine formale Erschließung der Budissiner Annalen Techells.

Zwei weitere Beiträge beschäftigen sich mit der Niederlausitz und Brandenburg. Klaus Neitmann präsentiert das Urkundenkopiar der Stadt Beeskow aus dem 15. Jh., wobei er die Zwischenstellung dieser Chronistik zwischen Huldigung und Privilegienaufzeichnung hervorhebt. Die Entwicklung einer Stadt aus kirchlicher Sicht zeigt Heinrich Kaak in seinem Beitrag zu der seit 1650 entstandenen Prenzlauper Chronik des Pfarrers Christoph Süring auf.

CHER u. a. (Hrsg.): Gründungsmythen Europas im Mittelalter, Göttingen 2013, S. 21-33.

² HELMUT BRÄUER: Stadtchronistik und städtische Gesellschaft. Über die Widerspiegelung sozialer Strukturen in der obersächsisch-lausitzischen Stadtchronistik der frühen Neuzeit, Leipzig 2009.

³ UDO ARNOLD: Stadt und Orden. Das Verhältnis des Deutschen Ordens zu den Städten in Livland, Preußen und im Deutschen Reich, Marburg 1993.

⁴ Vgl. ANJA FLADE (Hrsg.): Stadt und Gesellschaft im Fokus aktueller Stadtforschung. Konzepte – Herausforderungen – Perspektiven, Wiesbaden 2015; DIETER SCHOTT: Europäische Urbanisierung (1000-2000). Eine umwelthistorische Einführung, Köln 2014.

Der Raum Böhmen wird durch die Beiträge von Marie Bláhová und Uwe Tresp vertreten. Bláhová widmet sich der städtischen und bürgerlichen Geschichtsschreibung im Spätmittelalter, wobei sie betont, dass die böhmischen Stadtchroniken zwar von Stadtbeamten stammten, jedoch private Arbeiten gewesen seien. Tresp betrachtet die Chronik der Stadt Elbogen als Argumentationsschrift im Konflikt mit dem Pfandherrn Sebastian Schlick um 1500.

Als nächste Region ist Sachsen mit drei Beiträgen vertreten. Christoph Fasbender präsentiert das reiche Spektrum städtischer Historiografie im spätmittelalterlichen Sachsen und weist auf notwendige Arbeiten im Bereich der Stadtbücher und Notaten hin. Andrea Kramarczyk befasst sich mit dem Chronisten und Humanisten Paulus Niavis (gest. 1517) in Chemnitz und Bautzen und stellt dessen Bildungsprogramm vor. Jens Klinger präsentiert die *Wecksche Chronik* im Rahmen der frühen Dresdner Stadtchronistik. Deren Verfasser, Anton Weck (1623-1680), sammelte verschiedenste Nachrichten, Urkunden und Notizen und kompilierte hieraus seine Chronik.

Mit Schlesien beschäftigen sich Gudrun Roth und Roland Czarnecki. Während Roth sich mit Peter Eschenloers lateinischer *Historia Wratislaviensis* befasst und Ordnungsprinzipien beschreibt, widmet sich Czarnecki dem Namlauer Chronisten Johannes Froben; dessen Chronik umfasst den Zeitraum 1347-1509. Er hebt hervor, dass die Arbeitsweise Frobens und Eschenloers sich hinsichtlich der Kompilation verschiedener Quellen und Gattungen ähnelten.

Trotz des Fehlens eines Registers bildet der Tagungsband ein breites Forschungsspektrum zur Stadtchronistik mit Bezug zum Raum Ostmitteleuropas seit dem Spätmittelalter ab. Auf eine breite theoretische Grundlegung oder Forschungsdiskussion wird weitgehend verzichtet. Der Band ist durch seine große räumliche Weite besonders geeignet, Desiderate der Forschung aufzuzeigen sowie die Erforschung interurbaner Verflechtungen anzuregen. Raus Forderung nach der Erschließung der Stadtchroniken als Quellen für vielschichtige Verbindungen europäischer Städte untereinander sollte neue Forschung, gerade im ostmitteleuropäischen Raum, anstoßen.

Bonn – Hennef (Sieg)

Marcus Wüst

Natalia Nowakowska: King Sigismund of Poland and Martin Luther. The Reformation before Confessionalization. Oxford University Press. Oxford 2018. X, 279 S. ISBN 978-0-19-881345-3. (£ 65,-)

Natalia Nowakowska has written an excellent, ground-breaking book, couched in revisionistic terms. I enjoyed reading it immensely. It has given me much to ponder—and, as I am slowly realizing, much of my own work has circled around but never gotten to the core (if there is one) of the peculiarities of Polish tolerance in the age of religious reforms.

The purportedly revisionistic argument is convincing and important: tolerance in the first stages of the Reformation in Poland, i.e., practically from the time of Martin Luther's break with the Roman Church to the death of King Sigismund I (1548) was something quite different from that which followed. It was "pre-confessionalized," which, as we will become convinced, meant quite a lot. That is to say, Sigismund (and others) were still living with late medieval notions of what constituted the catholic (with a small "c," i.e., universal) church. Membership in that church included "schismatics"—and Sigismund was better acquainted with those than most of his contemporaries, given the large numbers of Eastern-rite Christians who had long been living within his inherited realms—but excluded the few real heretics. This church was based on a "specific ecclesiology" (p. 13), and the major part of N.'s revisionism is to focus not only on *realpolitik* as the explanation for Sigismund's tolerance (as in the reigning Polish model), but also to try to get at "the underlying religious-cosmological assumptions" of Sigismund I and his elites (p. 11). In this ecclesiology, membership in the church was defined by adherence to a unity based on "the historic consensus of the Christian people" (pp. 116-117). This consensus came about

through councils and heated discussions and offered much room for questioning the boundaries of that consensus—Erasmus being only one of the last and most conspicuous of this sort of catholic. As Sigismund I would put it, “Permit me to be king of the sheep and the goats” (pp. 115-117); which was repeated by King Stefan Batory (reigned 1575-1586), who was living in a different, highly confessionalized Europe, including his own Commonwealth of the time). When this view is carried to its extreme (and revisionist works push things to extremes by their very nature), one gets the impression that in this early period only Luther and his immediate circles were “confessionalized,” that the rest, for various reasons, were testing Lutheran ideas.

King Sigismund I issued several, seemingly draconian anti-Lutheran decrees (against spreading Lutheran ideas, against owning and reading Lutheran books, against sending sons to Lutheran universities, with Wittenberg at the top of the list), all of which his subjects seem to have consistently ignored or skirted around. Except for the famous case of Katarzyna Melchiorówna, who was burned at the stake in the Cracow Town Square in 1539 (and she had converted to Judaism—“a Christian was not a Jew”, p. 168), Sigismund’s only bloody reprisals (practically only punishments) were against the leaders of a famous social revolt from below. “The only Lutherans executed on royal orders, or actively hunted down, were the Danzig rebels after 1526” (p. 131). In other words, ideas could be freely and publicly considered, so long as social peace *and order* remained intact.

The reader familiar with the situation in other parts of Europe, especially to the west, will constantly be saying to him- or herself: “but, but ... this sounds familiar.” N. is remarkably well versed in the literature on other cultures of the time and does a wonderful job of putting the early Polish Reformation in its wider European context—throughout the book. She has thus set up a bit of a straw man in allowing some readers to think that this book is again about Polish exceptionalism in the model of Janusz Tazbir’s now half-century-old, still pioneering, but increasingly problematic, *Państwo bez stosów*¹. Thus, the rabbit she pulls out of the hat toward the end will come as no surprise to many experts in the Reformation in the West.

The author is absolutely correct, however, about certain aspects of her revisionism, specifically Polish historiography. This is the first comprehensive treatment of the “Lutheran Moment” (p. 3) of the Polish Reformation since 1911. It was preceded by two “magisterial,” (p. 4), though professionally and nationally biased monographs.² Further, for various reasons (including politics), the period has been largely neglected in the otherwise outstanding Polish body of Renaissance and Reformation studies.³ To put it in stark terms, the early period, the one N. sees as a pre-confessionalized “Lutheran Moment” (p. 3), has been treated as a sort of false start, with the real age of reforms beginning with the turn to Calvinism and all the flavors of Antitrinitarianism that flourished for a time beginning with the reign of the last Jagiellon, King Sigismund August II (reigned 1529 to 1572). This

¹ JANUSZ TAZBIR: *Państwo bez stosów: Szkice z dziejów tolerancji w Polsce XVI-XVII w.* [State without Stakes: Sketches from the History of Tolerance in Poland, 16th-17th c.], Warszawa 1967.

² JULIAN BUKOWSKI: *Dzieje reformacji w Polsce od wejścia jej do Polski aż do jej upadku, według najnowszych źródeł. Cz. 1: Początki i terytoryalne rozprzestrzenienie się reformacji* [The History of Reformation in Poland from its Entry to Poland until its Decline, According to the Newest Sources. Pt. 1: The Beginnings and Territorial Spreading of Reformation], Kraków 1883; THEODOR WOTSCHKE: *Geschichte der Reformation in Polen*, Leipzig 1911.

³ One need only mention Stanisław Kot’s pioneering pre-war journal *Reformacja w Polsce* [Reformation in Poland] and its worthy post-war continuation *Odrodzenie i Reformacja w Polsce* [Enlightenment and Reformation in Poland] and the eminent scholars gathered around them.

book fills a huge gap, does it excellently, and sets up the question of the differences in the nature of Polish tolerance in the pre- and post-confessionalization periods. Then, in the latter period, lines were much more strictly drawn, and there really was something to be tolerated (or not).

Now for the usual quibbles. This is precisely the sort of book my colleagues who work in the cultures and societies to the West are desperately awaiting—a more than welcome addition to the thin list of sophisticated studies in a language they can all read. The book might have been structured somewhat differently in a way that would help them without diminishing its important place within the specifically Polish discussion. First, why limit the book to the Polish Crown? This was a phenomenon that, to some extent, took in the entire Polish-Lithuanian Commonwealth, and the exclusion of the Grand Duchy should have been justified, or at least made clear. Second, Western and general Polish readers need to understand that this Poland is not today's Poland. Third, a much clearer discussion of the huge distinctions between the Two Prussias (Royal and Ducal), both with intimate but quite different relationships to the Polish-Lithuanian Commonwealth, and especially to its ruler, as well as the fraught but important relationships between the two, would have helped. This issue is dealt with piecemeal, assuming detailed knowledge on the part of the reader, and is not unproblematic in this treatment. More could have been said about Albrecht and his university and presses as centers for Lutheran learning and propaganda for "Poles," but also for Lithuanians and the Balts in general. My "Western" colleagues will welcome this book eagerly, but they could have benefitted from it more.

These issues aside—and they are important as quibbles go—this remains a truly path-breaking work. It is based on a command of a large primary and secondary printed and manuscript literature. It will be a must read for specialists in the history of the early modern Commonwealth, and, most welcome—I can't stress this enough—for important, serious scholars of the Reformation and the Counter-Reformation who lack the languages and training (how could they get it), but are plagued by a gnawing suspicion that something important was going on "over there," about which they hear only faint echoes (and here I think fondly of many conversations with my dear colleague Thomas A. Brady, Jr.).

Berkeley

David Frick

Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561-1800. Bearb. von Arvo Tering unter Mitarb. von Jürgen Beyer. (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, Bd. 28.) Böhlau Verlag. Köln – Weimar – Wien 2018. 940 S. ISBN 978-3-412-51134-0. (€ 130,-.)

Der estnische Historiker Arvo Tering hat einen Großteil seiner wissenschaftlichen Tätigkeit den Forschungsgebieten Peregrination und Prosopografie gewidmet – also der akademischen Wanderung und der Analyse bestimmter Personengruppen –, mithin Teilgebieten, deren Ansehen innerhalb der zeitgenössischen Wissenschaftsarithmetik nicht allzu hoch ist. Dennoch hat er sich unbeirrt und beharrlich dieser akribischen Sucharbeit verschrieben und sich auch nicht durch seine mittlerweile vollständige Erblindung von seinem Weg abbringen lassen. Nachdem „als erstes sichtbares Ergebnis“ (wie es hier auf S. 5 heißt) vor zehn Jahren seine über 800 Seiten starke estnischsprachige Monografie „Estländer, Livländer und Kurländer an europäischen Universitäten 1561-1798“¹ erschienen ist, folgt nun deren Herzstück bzw. Materialbasis: ein biografisches Lexikon zu ca. 6 000 Personen aus dem baltischen Raum, die sich innerhalb von knapp zweieinhalb Jahrhunderten in Europa ihre akademischen Spuren verdient haben.

¹ ARVO TERING: Eesti-, liivi- ja kuramaalased Euroopa ülikoolides 1561-1798, Tartu 2008, deutsche Zusammenfassung S. 748-780.

Es bedarf keiner prophetischen Begabung, um vorauszusagen, dass T. ein Standardwerk vorgelegt hat, das künftigen Forschergenerationen Hilfestellung bei der Vervollkommnung der einen oder anderen Fußnote leisten wird. Ebenso wenig wird es an kritisch eingestellten Fachkollegen mangeln, die naserrümpfend eben gerade auf den Fußnotencharakter solcher Bücher hinweisen und deren Autoren despektierlich als „Erbsenzähler“ abqualifizieren. Ihnen sei mit einem Bonmot des estnischen Schriftstellers, Essayisten und Historikers Andrei Hvostov geantwortet: „Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass Geschichte keine Wissenschaft ist. Ich kann gar nicht einmal sagen, was sie ist, als Wissenschaft kann man eher die historischen Hilfswissenschaften bezeichnen: Archivwesen, Heraldik usw. Geschichte aber ist Philosophie, vielleicht Literatur, vielleicht Kunst.“² Anders ausgedrückt: Ohne die vermeintlichen Hilfswissenschaften und Erbsenzähler ist die – ebenso vermeintliche – „echte“ Wissenschaft letztlich aufgeschmissen. T. und sein Mitbearb. Jürgen Beyer (sowie zahlreiche weitere Helfer, Zulieferer und Unterstützer) haben eine Arbeit geleistet, von der alle profitieren, die aber die wenigsten zu leisten bereit sind. Dafür gebührt ihnen Dank und Anerkennung.

Der zeitliche Rahmen ist wohlbegründet und Kennern der Region geläufig, allerdings ist für Nichtkenner des Fachgebiets die in der Einleitung (S. 20) gegebene Erklärung etwas zu knapp. Der Endpunkt mag noch plausibel erscheinen: 1798 verbot Zar Paul I. seinen Untertanen, an ausländischen Universitäten zu studieren, ein Verbot, das 1801 von seinem Nachfolger Alexander I. aufgehoben wurde – übrigens hätte hier (und nicht erst auf S. 50) die Wiedereröffnung der Universität in Tartu (Dorpat) im Jahre 1802 als weiteres Argument für die Zäsur zu Beginn des 19. Jh. angeführt werden können. Den Beginn jedoch, das Jahr 1561, lediglich mit dem „Zusammenbruch der altlivländischen Territorialherrschaft“ (S. 20) zu erklären, ist zwar korrekt, dürfte jedoch für Außenstehende wenig erhellend sein. Vielleicht hätte man hier erklärend hinzufügen können, dass diese Jahreszahl gemeinhin als Epochengrenze in der Region gilt, weil sie die Herrschaftsverhältnisse grundlegend und nachhaltig veränderte. Hinzu kommt, dass die im Titel genannte Personengruppe („Studenten aus Estland, Livland und Kurland“) nach 1561 wohl einen grundlegend anderen Rechtsstatus innerhalb des Heiligen Römischen Reichs (zu dem die Mehrheit der besuchten Universitäten zählte) hatte – ganz unabhängig von der Diskussion, ob der mittelalterliche livländische Ordensstaat nun ein Teil desselben war oder nicht. Ob Studenten vor 1561, die es zweifellos gab (allein schon solche Berühmtheiten wie Balthasar Russow, der ab 1558 in Stettin lernte), grundsätzlich einen anderen Status hatten, vermag der Rezensent nicht zu entscheiden, aber zumindest hätte das Jahr 1561 etwas ausführlicher begründet werden können. Vielleicht hat auch nur das mit dem gleichen Stichjahr operierende *Deutschbaltische biographische Lexikon* (DbBL – mittlerweile unter <https://bbld.de/> auch online verfügbar), an dem sich T. explizit (S. 21) orientierte, Pate gestanden, das allerdings nur bis 1710 reicht und mit seinen ca. 3 600 Einträgen deutlich weniger Personen behandelt. Gleichwohl kann man T.s Lexikon als willkommenes Pendant zum DbBL sehen, und sei es nur durch das nahezu identische Format, für das der Böhlau-Verlag (wohl bewusst) gesorgt hat. Dementsprechend bleibt zu hoffen, dass auch dieses Werk in absehbarer Zeit digital zugänglich gemacht wird.

Die Einleitung weicht zwar kaum von der deutschen Zusammenfassung der genannten estnischen Monografie von 2008 ab (worauf der Autor auch hinweist, S. 22), ist aber dennoch lesenswert, weil sie nützliche und wissenswerte Informationen zum Studentenleben der damaligen Zeit vermittelt. T. versucht hier auch eine grobe Interpretation seines immensen Zahlenmaterials, indem er Tendenzen und Schwerpunkte aufzeigt. Mit Sicherheit

² ANDREI HVOSTOV, MART LAAR, HARRI TIIDO: Historical Myth in National Identity. An Exchange of Ideas, in: JEAN-JACQUES SUBRENAT (Hrsg.): Estonia. Identity and Independence, Amsterdam – New York 2004, S. 35-45, hier S. 37.

wird hierzu aber die künftige Forschung auf Grundlage eben dieses Buches noch zu weiteren Schlussfolgerungen kommen.

Hervorzuheben sind ferner die beiden Register im Anhang, die das alphabetische Hauptverzeichnis (S. 101-773) chronologisch nach dem Immatrikulationsdatum (S. 777-890) und topografisch nach den Studienorten (S. 891-935) aufschlüsseln. So ergeben sich neue Übersichten, neue Suchmöglichkeiten und neue Fragestellungen. Abgeschlossen wird das Werk mit einer Liste der Bildungseinrichtungen und der „Außerbaltische[n] Wirkungs-orte“, der man – beispielsweise – entnehmen kann, dass die meisten Hochschulabsolventen, die nicht in ihre Heimat zurückgekehrt sind, nach St. Petersburg gelangten (nämlich 69), aber nur einer nach Quedlinburg.

Wer glaubt, dass in einer Zeit rasant anwachsender Daten(an)sammlungen und stetiger Beschleunigung elektronischer Suchmethoden vermeintlich altertümliche Lexika oder biografische Handbücher überflüssig geworden sind, irrt. Gerade in Zeiten des Überangebots ist es wichtig, auf solide „Handarbeit“ zurückgreifen zu können, wie das Beispiel des angezeigten Buches eindrucksvoll unter Beweis stellt. Zudem wird häufig übersehen, woher denn all die Informationen, die man so schnell im Netz finden kann, stammen: aus eben gerade solchen Handbüchern, nicht etwa aus eingescannten Archiven oder dergleichen.

Zuidhorn

Cornelius Hasselblatt

Marcin Wodziński: Hasidism. Key Questions. Oxford University Press. New York 2018. xxxi, 336 S., Ill. ISBN 978-0-19-063126-0. (£ 47,99.)

Das vorliegende Werk Marcin Wodziński bietet in sieben, teils auf bereits publizierten Essays basierenden Kapiteln einen anregenden und nachgerade spannenden Einblick in wesentliche Forschungsfragen eines ebenso dynamischen wie enigmatischen Sektors der jüdischen (Religions-)Geschichte. Das Anliegen des Autors, dem man problemlos folgen kann, besteht darin, die vielfachen methodischen und thematischen Engführungen in der Erforschung des ostmitteleuropäischen Chassidismus aufzubrechen (S. xxiv). Dabei wählt W. einen dezidiert „anti-imperial“ resp. „anti-elitist approach“ mit dem Ziel, die Historie jener Strömung nicht nur als Geschichte ihres Führungspersonals, der Zaddikim, zu zeichnen. Es gälte vielmehr, einen multidisziplinären Ansatz zu wählen, der überdies das 19. Jh. als die in der bisherigen Forschung vernachlässigte Blütezeit des Chassidismus stärker berücksichtigt und die Quellenbasis systematisch auf Memoiren, Archivalien und Gedenkbücher (*yiskor bikher*) vernichteter jüdischer Gemeinden in Polen, Russland, Ungarn und Rumänien ausdehnt (vgl. S. xxiv f.). Als methodologisch besonders verdienstvoll kann das Bestreben des Vf. gelten, die Dichotomie zwischen historischer und religionshistorischer Perspektive schließen zu helfen. Überhaupt ist es W. darum zu tun, (erstmal) quantitative, religionssoziologische und komparative Methoden auf den Chassidismus anzuwenden.

Als die im Titel angekündigten Kernfragen – die zugleich als Hauptkapitel des Werks fungieren – hat der Autor die folgenden, in der Tat zumeist wesentlichen Probleme bisheriger Forschung identifiziert: die Definition des ostmitteleuropäischen Chassidismus (Kap. 1); Frauen als Teil jener Strömung (Kap. 2); die Führungsstruktur (Kap. 3); Demografie (Kap. 4); Geografie (Kap. 5); Ökonomie (Kap. 6); sowie eine Revision von Auffassungen über Höhepunkt und Ende des Chassidismus in Ostmitteleuropa (Kap. 7). Die Zusammenfassung bietet einen sehr gelungenen Überblick des Vf. zu Schwerpunkten, Neansätzen und Desideraten der eigenen Arbeit.

Die Reflexion der Definition – angekündigt als Gegenüberstellung von herkömmlichen Versuchen und Alternativen – erweist sich womöglich als das schwächste Kapitel des ansonsten äußerst lesenswerten Werks, da auf einem sehr komplexen Themenfeld zu plakativ argumentiert wird. Der bisherigen Forschung wird ein „elitist“ resp. „essentializing approach“ (S. 5) bescheinigt, der den Chassidismus der einfachen Anhänger nicht widerspie-

gele. W. schlägt demgegenüber eine radikale egalitäre Perspektive vor, „to free the study of Hasidic performance from preoccupation with elitist mystical experience and a limiting focus on ritual“ (S. 9). Dieser Anspruch wird im Folgenden kaum eingelöst, befasst sich doch der Vf. hauptsächlich mit der kaum relevanten Frage, ob der Chassidismus eine Sekte sei oder nicht – was man mit Blick auf die moderne Religionswissenschaft recht schnell hätte ausschließen können. Unter Hinweis auf die „grassroot perspective“ kommt W. zu dem Schluss, dass es vor allem (eigene) Betstuben und die Pilgerreisen seien, die chassidische Praxis definieren (S. 28-32) – niedrighschwellige Charakteristika, die letztlich zu wenig ausgeprägten sozialen Barrieren führen. Insgesamt wäre der Chassidismus daher eher als „Hevra“ bzw. „Hevruta“ (Bruderschaft, Kollegium, *confraternity*) zu fassen und nicht etwa als „Sekte“. An diese „Definition“ wäre – ebenso wie an viele der bisherigen Versuche – die Frage zu richten, warum einige wenige Facetten des Phänomens zuungunsten etlicher anderer derart stark akzentuiert werden.

Die in der Sache verdienstvolle Rückfrage nach der Zugehörigkeit von Frauen in der chassidischen Strömung krankt ein wenig an ihrem engen Zusammenhang mit der gewählten „non-sectarian perspective“ (S. 43). In einer als hauptsächlich durch Betstuben und Wallfahrten geprägten religiösen Gruppierung können Frauen in der Tat keine Rolle spielen, und waren – so die These des Vf. – zumeist völlig von ihr ausgeschlossen (S. 47). Das methodische Problem zeigt sich indessen schon darin, dass Frauen in traditionellen Gesellschaften (wie eben auch Teilen der nicht-chassidisch jüdischen Bevölkerungen) bei öffentlichen Aktivitäten nicht involviert waren (vgl. S. 65). Die selbstgewählte Beschränkung der Definition auf Gebet und Pilgerfahrt und die vermeintlich fehlende weibliche Teilhabe am chassidischen Leben besteht den Praxistest am Ende nicht – wie denn auch der Autor eine ganze Reihe häuslicher Riten und Verhaltensweisen anführt, die durchaus für eine distinkt chassidische Lebensweise sprächen (S. 76 ff.) und die Einbeziehung von Frauen im 20. Jh. erklären helfen.

Die nachfolgenden fünf „Schlüsselfragen“ – von der Führungsstruktur bis hin zu den zeitlichen und geografischen Grenzen des Chassidismus – zeigen sich demgegenüber nicht nur innovativ, sondern auch enorm weiterführend. So findet sich die eingangs angekündigte Ausweitung der Quellenbasis vorbildlich ausgeführt, wenn W. zwei Sammlungen von Bittschriften (*kvitlekh*), auswertet (vgl. S. 102-130). Bei den *Kvitlekh* handelt es sich um kurze, formalisierte Texte, die dem *Zaddik* während einer Audienz überreicht wurden und werden. Wiederum folgt der Vf. seinem Ansatz, eine nicht-elitäre Perspektive einzunehmen. Seiner quantitativen Auswertung nach bestätigen die *Kvitlekh* die in den theoretischen Stellungnahmen begründete Funktion des *Zaddik* als eines theurgischen Mittlers von Segenskraft, Gesundheit, Kindern und Lebensunterhalt. Sie gehen aber noch darüber hinaus, indem die Bittsteller ihn als eine Art „economic intelligence service“ (S. 127), als Ratgeber und Schiedsrichter in Beschlag nehmen.

Das heikle Thema der demografischen Reichweite der chassidischen Bewegung führt zu besonders einschneidenden und nachvollziehbaren Korrekturen an bisherigen Einschätzungen der Forschung. W. dekonstruiert zunächst übliche (und tatsächlich kaum begründbare) Anschauungen und entwickelt dann selbst drei Sets an Daten, die er sorgfältig auswertet – mit dem Ergebnis, dass der Anteil von Chassidim an der jüdischen Gesamtbevölkerung wesentlich geringer gewesen sei als zumeist angenommen und der Höhepunkt der Strömung nicht um das Jahr 1800, sondern deutlich später (Mitte bzw. Ende des 19. Jh.) anzusetzen sei. Dies sind in der Tat gravierende Paradigmenwechsel, welche die Forschung in den kommenden Jahren prägen werden. W. offeriert im Übrigen (neben klaren methodischen Hinweisen) etliche enorm instruktive Grafiken und Tabellen.

Dies gilt auch für die folgenden Kapitel (Geografie, Ökonomie und zeitliche Begrenzungen). Methodisch und von der Tragweite der Ergebnisse her soll die Frage der Geografie stellvertretend hervorgehoben werden – da sie sich mit dem nachgerade klassischen Problem befasst, warum der Chassidismus nicht westwärts über Ostmitteleuropa und in das nördliche Litauen ausgreifen konnte. Weiterhin fragt der Autor nach den regionalen

Ausprägungen chassidischer Strömungen und dem Verhältnis von Zentrum und Peripherie (S. 167). Die Beispiele sind insgesamt geschickt gewählt; die teilweise kühnen Schlussfolgerungen werden zu substanziellen Diskussionen Anlass geben – was will man mehr?

Insgesamt handelt es sich um ein Werk, das auch ohne jüdische Spezialkenntnisse gelesen werden kann. Wer immer sich mit der jüdischen Geschichte Ostmitteleuropas befasst, sollte nicht nur, sondern muss es lesen – da es nicht nur methodisch innovativ daherkommt, sondern auch etliche neue Perspektiven einfordert, die zu diskutieren sein werden.

Bamberg

Susanne Talabardon

Frank Henschel: „Das Fluidum der Stadt ...“. Urbane Lebenswelten in Kassa/Košice/Kaschau zwischen Sprachenvielfalt und Magyarisierung 1867-1918. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 137.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2017. VI, 360 S., Ill. ISBN 978-3-525-37316-3. (€ 50,-)

Stadthistorische Analysen zum östlichen Europa tragen zum Verständnis von Nationalisierungs- und Modernisierungsprozessen bei, da sie durch ihren mikrohistorischen Ansatz vertiefende Einblicke in das jeweilige multiethnische und -konfessionelle Miteinander vor Ort bieten. Sie zeigen spezifische Handlungsfelder und -optionen der lokalen Akteure auf, sodass bislang lediglich auf einer gesamtnationalen Ebene nachvollzogene Nationalisierungsprozesse viel besser fassbar werden, nicht zuletzt weil sie erläutern, welche konkreten Ergebnisse und Folgen sie für die jeweiligen Gesellschaften mit sich brachten. Zugleich gelingt es hierdurch, den Einfluss der Akteure auf die Nationalisierung und damit den entstehenden Nationalitätenkonflikt deutlicher hervorzuheben.

Eine solche mikrohistorische Perspektive liefert die anzuzeigende Geschichte der oberungarischen Stadt Kaschau (Kassa, Košice) im Zeitalter des österreichisch-ungarischen Dualismus, die auf die Umsetzung der auf nationaler, d. h. ungarischer Ebene geforderten Magyarisierung im lokalen Raum fokussiert. Nationalisierungspolitiken, so die der Leipziger Dissertation zugrunde liegende Prämisse, können durch einen alltagshistorischen Ansatz kontextualisiert und damit ihre tatsächliche Reichweite und Wirkung analysiert werden. Ausgangspunkt der Studie ist die Absicht, Akteure der nationalistischen Politiken und Praxen als „Nationswächter“ näher in den Blick zu nehmen. Dabei bezieht sich Frank Henschel immer wieder auf den von Pieter Judson geprägten Begriff der „Guardians of the Nation“¹, ohne ihn leider grundsätzlich zu hinterfragen oder zu konzeptualisieren, obwohl sich gerade dieser Begriff für eine weitere konzeptuelle Erfassung von Nationalisierungsprozessen aus Perspektive der Akteure in besonderer Weise eignen würde. Als „Nationswächter“ verstanden sich, das zeigen verschiedene lokalhistorische Studien zu Städten in Ostmitteleuropa, insbesondere die politisch dominierenden, zu einer Ethnie gehörenden Eliten. Gerade hinsichtlich der Habsburgermonarchie wird deutlich, dass diese Eliten aufgrund der besonderen Verfasstheit der Städte die Nationalisierungsprozesse in besonderer Weise prägten, wie auch H.s Studie zeigt. Demnach sei die Magyarisierung Kaschaus ein nationalkulturelles und gesellschaftspolitisches Projekt bürgerlicher, nationaler Aktivisten, also der „Nationswächter“, gewesen, die dieser „sprachlichen und kulturellen Heterogenität Kaschaus ein homogenes, ungarisch-nationales Image“ (S. 305) entgegensetzen wollten.

Diese Fragestellung setzt die Studie in fünf Hauptkapiteln um, nachdem der Vf. zunächst in die Geschichte Kaschaus bis zur Mitte des 19. Jh. und die sozio-ökonomischen und demografischen Eckdaten des behandelten Zeitraumes eingeführt hat. Hierbei untersucht H. insgesamt neun den öffentlichen Raum und nationale Repräsentationen betreffen-

¹ PIETER JUDSON: *Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontier of Imperial Austria*, Cambridge/MA. 2006.

de Themenfelder, die er als „Lebenswelten“ charakterisiert: lokale Politik, Theater, Kultur- und Gesellschaftsvereine, Kirchen, Volksschulen, Wirtschaft, Arbeiterverbände und die öffentliche Erinnerungskultur und Identitätspolitik. Auf diese Weise gelingt es ihm, wichtige Interaktionszusammenhänge in systematisierender Weise abzubilden und die Darstellung lebendig zu gestalten. Das erste Hauptkapitel widmet sich zunächst der Politik auf kommunaler Ebene, worunter der Vf. nicht allein die Kommunalpolitik subsumiert, sondern auch die Wahlkämpfe zum Parlament. Hierbei konzentriert sich H. auf die Ausprägung der örtlichen politischen Kultur. Seine Leitfrage für dieses Kapitel lautet, ob es um die Vertretung nationaler oder kommunaler Interessen ging oder letztlich doch nur um Parteizugehörigkeit und damit um die Frage nach den Deutungsmustern der Modernisierung Kaschaus. Deutlich wird, dass ethnische oder nationale Kategorisierungen im Vergleich zur politischen Einstellung bei liberalen und parteipolitisch unabhängigen Kräften eine untergeordnete Rolle spielten, während ungarisch-nationale Deutungsmuster von der sozial mehr oder weniger homogenen Oberschicht bereits internalisiert worden waren. Hierdurch gelingt es ihm herauszuarbeiten, dass es in Kaschau letztlich keine slowakische oder auch deutsche Nationalbewegung gegeben hat.

Anschließend diskutiert der Vf. die Rolle des Theaters als eine Arena lokaler Öffentlichkeit und erörtert, ob es ein Transmissionsriemen der Magyarisierung gewesen sei oder auch einer nicht-nationalen Öffentlichkeit Raum geboten habe. Trotz der grundsätzlichen Multiethnizität, -konfessionalität und Vielsprachigkeit Kaschaus waren durch den Einfluss der lokalpolitischen Eliten die Kultur und Zivilgesellschaft zunehmend von sich durchsetzenden ungarischen Deutungsmustern geprägt worden, ohne dass soziale Grenzbeziehungen infrage gestellt worden wären. Zugleich kommt H. zu dem Schluss, dass es nicht gelungen sei, das Vereinswesen in ein Instrument der Magyarisierungspolitik zu verwandeln.

Das folgende Kapitel widmet sich hingegen Lebenswelten, die bis 1918 mehrsprachig geprägt und in nationaler Hinsicht weniger scharf profiliert und zugleich auf ein deutlich heterogeneres Publikum ausgerichtet waren. Da die Volksschulen sprachen- und damit auch nationalpolitisch von hoher Bedeutung waren und bis zum letzten Drittel des 19. Jh. von den Kirchen unterhalten wurden, untersucht dieses Kapitel das sich entwickelnde Konkurrenzverhältnis zwischen Kirche und Lokalverwaltung. Gerade dieses Themenfeld verdeutlicht, dass es in der Praxis häufig gar nicht gelingen konnte, eine konsistente Nationalisierungspolitik durchzuführen.

Anschließend fokussiert der Vf. auf die Institutionen und Akteure in der Wirtschafts- bzw. Arbeitswelt, die ebenfalls durchweg mehrsprachig und multiethnisch organisiert waren. H. arbeitet überzeugend heraus, dass soziale, konfessionelle und ökonomische Interessen nicht vollkommen irrelevant wurden und dass Zuschreibungen ethnischer Merkmale an wirtschaftliche Akteure und soziale Gruppen wechselten. Dies zeigte vor allem die Kritik der „Nationswächter“ an den germanisierten Unternehmern und Kaufleuten der Mittelschicht, die sich nach 1900 gegen die slowakischen Markthändler und Arbeiter und damit gegen „Kollaborateure einer ‚panslawistischen‘ Massenbewegung“ (S. 239) richteten. Zugleich sei die Magyarisierung ein Instrument zur sozialen Distinktion der Oberschicht gegenüber Mittel- und Unterschichten geworden.

Abschließend zeigt H. Praktiken der Erinnerungskultur in der Kaschauer Öffentlichkeit auf, durch die nationale Identitäten beeinflusst werden sollten. Hierbei stehen einerseits die Volkszählungen als Instrument von Identitätspolitiken und Namenswechsel als Ausdruck von Identitäten im Mittelpunkt, andererseits aber auch das Verhältnis von Nation und Stadt in der Erinnerungskultur. In diesem Kapitel zeigt H. die lokale Nuancierung einer magyarisierten (öffentlichen) Erinnerungskultur: Der aus Kaschau stammende Fürst Rákóczi II. wurde in den Mittelpunkt gerückt, sowie auch andere Erinnerungsorte wie „1848“ und das „Millennium“ der ungarischen Landnahme 1896 eigene lokale Ausdeutungen erhielten, wobei es in Kaschau selbst keinen wirklichen Dissens über die Deutung gegeben habe.

Insgesamt zeigt die fundierte und solide erarbeitete Studie deutlich, dass das bei stadt-historischen Arbeitenden gängige Verständnis von Stadt als (gesellschaftliches) Laborato-

rium in besonderer Weise auch in multiethnischen, sich nationalisierenden Kontexten gilt: Städte wie Kaschau konnten wegen ihrer jeweiligen demografischen und letztlich auch ökonomischen Struktur eigene Ausdrucksformen von Nationalisierungsprozessen kreieren. Die Studie leistet einen wichtigen Beitrag zu einer neue Forschungsansätze aufgreifenden Nationalismusforschung, und es bleibt zu hoffen, dass sie zu weiteren stadthistorischen oder allgemein mikrohistorisch arbeitenden Studien anregen wird.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Kamila Storz: Der ländliche Hausbau im südlichen Ostpreußen 1871-1945. Peter Lang, Berlin 2018. 346 S. ISBN 978-3-631-73942-6. (€ 49,95.)

Mit der hier besprochenen Arbeit hat Kamila Storz ein Thema aufgegriffen¹, das bisher nicht analysiert worden ist. Früher verfasste, kleinere Arbeiten² konnten die gravierende Forschungslücke zum ländlichen Hausbau in Ostpreußen nicht ausfüllen. Die Autorin formuliert eine Reihe wesentlicher Fragestellungen. Sie nimmt sich vor, den Verlauf vom „Entwicklungsprozess des Ziegelhausbaus im bestimmten Zeitrahmen“ (S. 20) zu untersuchen. Nicht minder wichtig sind ihr Bezüge auf die Nachkriegsgeschichte und die Gegenwart; sie ist bestrebt, die Frage zu beantworten, wie das Verhältnis der polnischen Bevölkerung, welche die besagten Gebiete nach dem Zweiten Weltkrieg besiedelte, zum deutschen Architekturerbe gewesen ist. Auch befasst sie sich mit den Perspektiven für die Bewahrung dieses Erbes.

In ihrer Einleitung stellt die Vf. zunächst den Forschungsgegenstand, ihre Methode und die Ziele der Arbeit dar, außerdem erörtert sie den aktuellen Forschungsstand. Ausgehend von der Tätigkeit David Gillys und dessen Forderung, in den ländlichen Gebieten der östlichen Provinzen Preußens die Massivbauweise einzuführen, sowie den Aktivitäten Karl Friedrich Schinkels zeigt sie sodann die Anfänge von Wohnhäusern aus Ziegeln in Ostpreußen, die im Laufe des 19. Jh. die früheren Holzhäuser ersetzten. Danach wird die eigentliche Entwicklung dieser neuartigen Bauweise im Kaiserreich behandelt, die durch die in den 1880er Jahren eingeführten Vorschriften zum Brandschutz begünstigt wurde. In weiteren chronologischen Abschnitten schildert St. schließlich den Wiederaufbau Ostpreußens nach den Zerstörungen des Ersten Weltkriegs, den durch den Nationalsozialismus propagierten Siedlungsbau sowie die Schicksale der Häuser nach 1945.

Im Hauptteil, der sich als eine klassische Architekturstudie erweist, konzentriert sich die Vf. auf die Analyse der Gebäude selbst. Sehr genau behandelt sie Baumaterialien und Bautechnik. Sie interessiert sich auch für die Planung der Innenräume und den Wohnkomfort. St. beschäftigt sich mit unterschiedlichen Arten von Gebäuden: Neben Dorf- und Siedlungshäusern bezieht sie auch Forsthäuser in ihre Überlegungen ein. Außerdem lenkt sie die Aufmerksamkeit auf Landvillen und Häuser in Kleinstädten.

¹ Vorüberlegungen zu diesem Thema finden sich in einer früheren, auf Polnisch verfassten Studie; vgl. KAMILA STORZ: Murowany dom wiejski w krajobrazie kulturowym Warmii i Mazur [Das gemauerte Landhaus in der Kulturlandschaft von Ermland und Masuren], Warszawa 2011.

² Behandelt wurden lediglich Teilaspekte, z. B. der Wiederaufbau dieser Gebiete nach dem Ersten Weltkrieg: HARTMUT FRANK: Heimatschutz und typologisches Entwerfen. Modernisierung und Tradition beim Wiederaufbau von Ostpreußen 1915-1927, in: MAGNAGO LAMPUGNANI (Hrsg.): Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950. Reform und Tradition, Stuttgart 1992, S. 105-131; JAN SALM: Odbudowa miast wschodniopruskich po I wojnie światowej. Zagadnienia architektoniczno-urbanistyczne [Der Wiederaufbau ostpreußischer Städte nach dem Ersten Weltkrieg. Architektonisch-städtebauliche Probleme], Olsztyn 2006; DERS.: Ostpreußische Städte im Ersten Weltkrieg. Wiederaufbau und Neuerfindung, München 2012.

Die sie interessierenden Gebäude befinden sich im südlichen Teil des ehemaligen Ostpreußen, der heute zu Polen gehört und das Gebiet der Woiwodschaft Ermland-Masuren umfasst.³ Nach dem Krieg standen diese Gebäude nicht unter Denkmalschutz, deshalb wurden sie und werden sie weiterhin umgestaltet oder verfallen allmählich, insbesondere diejenigen in Privatbesitz. Umso dringlicher ist eine korrekte Dokumentation dieses vergessenen Kulturerbes.

Die Wahl des von der Vf. untersuchten Zeitraums ist plausibel. Das Jahr 1871 markiert die Entstehung des Deutschen Kaiserreichs, während dessen Existenz sich die Ziegelbauweise rasant fortentwickelte. Im Jahr 1945, mit dem die Betrachtung schließt, endete der Zweite Weltkrieg, der das behandelte Gebiet mit voller Wucht getroffen und in dessen Folge die Region ihre territoriale Zugehörigkeit gewechselt hatte.

Die Illustrationen wurden mit Bedacht ausgewählt, ein großer Teil stammt aus Architekturzeitschriften, Archiven und Privatsammlungen. Auch Materialien aus der Gegenwart, u. a. von den in diesem Gebiet tätigen Architekturbüros, wurden verwendet. Es finden sich auch zahlreiche Fotografien, die von der Vf. angefertigt wurden. Das Bildmaterial weist aber leider gewisse qualitative Mängel auf.

Betont werden sollte allerdings, wie mannigfaltig das verwendete Material ist. St. hat im Staatsarchiv sowie im Regionalen Forschungs- und Dokumentationszentrum für Baudenkmäler in Allenstein (Obsztyn), im Geheimen Staatsarchiv Berlin-Dahlem und im Archiv der Oberförsterei Adlig Dietrichsdorf (Wietrzychowo) recherchiert. Die benutzte Literatur ist umfassend, die Autorin griff sowohl auf ältere deutsche Publikationen als auch auf aktuelle polnische und deutsche Forschungen zurück.

Diese Materialien erwiesen sich jedoch als nicht ausreichend. Die Vf. hat darüber hinaus einzelne Objekte persönlich aufgesucht. Besonders interessant waren für sie Gebäude, die überhaupt nicht bzw. nur in geringem Maße umgestaltet worden sind. Die so entstandene Fotodokumentation umfasst 648 Häuser. In einzelnen Fällen nahm die Vf. eigene Vermessungen vor. Interessant ist auch die Anwendung soziologischer Methoden: St. hat mit den jetzigen Besitzern bzw. Bewohnern der Häuser Gespräche geführt, und die dabei entstandenen Audio-Mitschnitte bilden, der Vf. zufolge, einen guten Ausgangspunkt für weitere Analysen.

Das Resultat ihrer Arbeit ist eine gründliche Präsentation und Analyse des architektonischen Erbes gemauerter Häuser; es wird spannend sein, die hier untersuchte Region zukünftig etwa mit den Gebieten des früheren Westpreußen zu vergleichen. Die Abhandlung hat nicht nur einen rein wissenschaftlichen Wert, sondern kann auch in der Praxis eingesetzt werden, z. B. um Richtlinien zum Schutz und zur Bewahrung der betreffenden Häuser zu formulieren. Die historische Analyse hat auch Voraussetzungen für die Errichtung von Musterhäusern geschaffen, deren Bau es erlauben würde, das Architekturerbe aus dem 19. und frühen 20. Jh. fortzusetzen.

Gdańsk

Ewa Barylewska-Szymańska
Übersetzung: Marek Szalsza

³ Von der Analyse wurden die Landkreise Elbing, Marienburg, Marienwerder, Rosenberg und Stuhm ausgenommen, die sich nur vorübergehend, in den Jahren 1922-1939, im Gebiet Ostpreußens befanden, sowie auch das Gebiet von Soldau, das 1920-1939 zu Polen gehörte.

Erweiterung des Horizonts. Fotoreportage in Polen im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Iwona Kurz, Renata Makarska, Schamma Schahadat und Margarete Wach. (Visual History: Bilder und Bildpraxen in der Geschichte, Bd. 4.) Wallstein. Göttingen 2018. 416 S. ISBN 978-3-8353-3302-4. (€ 32,90.)

Die Fotoreportage in Polen – eine *terra incognita*. Mit diesem Statement problematisieren die Hrsg. des Sammelbandes den Kenntnisstand der polnischen Fotografiegeschichte in der deutschsprachigen Forschung drei Jahrzehnte nach dem politischen Umbruch. Ausgehend von einer 2016 in Mainz abgehaltenen Tagung zur Fotoreportage in Polen im 20. Jh. widmen sie sich der Aufgabe, den Forschungshorizont in diesem Feld zu erweitern. Dies wird in zweifacher Hinsicht eingelöst. Zum einen berücksichtigen die Hrsg. insbesondere Beiträge aus der polnischsprachigen Forschung – neun der insgesamt 15 Aufsätze sind Übersetzungen aus dem Polnischen. Zum anderen führen sie noch wenig erforschte Bildkorpora, die für die Entwicklung der polnischen Fotoreportage wegweisend waren, in die deutschsprachige Forschung ein.

In ihrer Einleitung skizzieren die Hrsg. unter Verweis auf fototheoretische Klassiker wie Susan Sontag oder Martha Rosler zunächst den weit in die 1970er Jahre zurückreichenden Diskurs über den Begriff des Dokumentarischen. Unter Rückgriff auf Adam Mazur¹ fassen sie die wesentlichen Entwicklungsphasen der Fotoreportage zusammen. Methodisch verorten sie ihren Zugang innerhalb der Visual History, um in deren Rahmen „jenen Brüchen, Missbräuchen und Strategien“ nachzuspüren, „die sich auf den Mythos objektiver Reproduktion der Realität stützen“. Dabei gehe es ihnen auch darum, „auf welche Weise die Fotoreportage der Konstruktion von Wirklichkeit in Polen sowie dem Bild von Polen in den Jahren 1918-1989 diene“ (S. 17). Untersucht wird dies in vier Bereichen: 1. Beziehung zwischen Bild und „Wirklichkeit“; 2. Fotoreportage in Krisenzeiten; 3. Kulturtransfer (Differenz zwischen Innen- und Außenblick auf Polen); 4. Einfluss der materiellen und technologischen Entwicklung des Mediums Fotografie (vgl. S. 17 f.). Entsprechend dieser Untersuchungsfolie sind die einzelnen Beiträge in sieben chronologisch-thematische Kapitel gegliedert.

Im ersten Kapitel steht unter dem Titel „Pressefotografie in Polen und über Polen in der Zwischenkriegszeit“ die Frage des *nation building*, aber auch der Ausgrenzung von Minderheiten und ihrer Geschichte im Fokus. Wie nach 100-jähriger Teilung Polens ein Selbstbild und Bild des neuen imaginierten „Wir“ erst geformt werden musste, diskutiert Anja Burghardt überzeugend anhand von Fotoreportagen in der populären Illustrierten *Światowid* (Blick auf die Welt). Erweitert wird der Blick auf das neue Polen in zwei Beiträgen zur fotografischen Repräsentation jüdischer Lebenswelten. Nicht nur zeigt Ruth Leiserowitz, welche Fundgrube für die Forschung die noch kaum erforschte Zeitschrift *Idische Bilder* (1937-1939) sein könnte. Einem dekonstruktivistischen Ansatz folgt Adam Mazurs Beitrag zu Fotoreportagen über das polnische Judentum von Roman Vishniac, Menachim Kipnis und Benedyct Jerzy Dorys. Darin vertritt er die These, dass „polnische Fotografen [...] in der Zwischenkriegszeit vor 1939 nicht daran interessiert [waren], das Leben polnischer Juden zu dokumentieren“ (S. 61).

Die Beiträge der nachfolgenden Kap. 2 und 3 stellen Fotoreportagen vor, die weitgehend aus einer außerpolnischen Perspektive aufgenommen sind. Eindrücklich rekonstruiert Eugeniusz Cezary Król in seinem Beitrag über die NS-Fotoreportage aus dem besetzten Polen, wie das perfide System der Bildproduktion (Film und Fotografie) im Kontext der NS-Propaganda nicht nur der Desinformation, sondern auch der Rechtfertigung des Holocaust diene. Die der visuellen Dokumentation und kritischen Berichterstattung über die Trümmerlandschaften in Polen nach 1945 gewidmeten Beiträge von Tomasz Stempowski und Maciej Szymanski zeichnen sich ebenfalls durch engagierte Haltungen ge-

¹ ADAM MAZUR: *Historie fotografii w Polsce 1839-2009* [Geschichte der Fotografie in Polen 1839-2009], Kraków 2009.

genüber neuen Mythenbildungen und verfälschender Propaganda in Bezug auf die Besiedlung der nach 1945 gemäß dem Potsdamer Abkommen „wieder gewonnenen Landstriche“ aus.

Wie westliche Ausstellungen für die Entwicklung der Fotoreportage in Polen zwischen 1950 und 1969 im Kontext des transkulturellen Bildtransfers im Kalten Krieg (Kap. 4) stilbildend wirkten, verdeutlicht die Rezeption der fotografischen Präsentation von „The Family of Man“ (Edward Steichen) und „Was ist der Mensch“ (Karl Pawek) in Warschau. Ihre Impulse veranlassen Kamila Dworniczak-Leśniak in ihrem Beitrag „Zwei Thesen über den Menschen“, von der Entstehung eines humanistischen Paradigmas zu sprechen. In zwei weiteren Artikeln setzen sich Danuta Jackiewicz und Margarete Wach mit dem Ost-West-Bildtransfer am Beispiel des Warschauer Wochenmagazins *Świat* (Welt) auseinander, wobei sie als wesentliche Impulsgeber das *Know-how* remigrierter polnischer Fotografen und deren professionelle Beziehungen zum *Life Magazine* sowie auch der Agentur „Magnum Photos“ hervorheben.

Die „Taufwetter“-Periode (Kap. 5) in Polen hat, wie Michał Mrugański in seinem theorieorientierten Beitrag „Das Foto-Objekt zwischen Müllhalde und Ewigkeit“ am Beispiel des „potenzierten“ Realismus hervorhebt, der Fotografie sowohl eine neue Kontextoffenheit ermöglicht als auch die Autonomie der Kunst bewahrt. Einen eher pragmatischen Zugang weisen die Artikel von Marta Przybyło-Ibadullajev über die Industriefotografie im *Miesięcznik Polski* (Polnische Monatszeitschrift) und von Anna Masłowska über Warschau in den Fotografien des *Świat* 1951-1969 auf. In den lediglich lose auf das Thema des Kapitels bezogenen Beiträgen geht es um die Suche nach neuen ästhetischen Formen, um neue Themen und um die Schaffung eines modernen Polen aus hauptstädtischer Perspektive.

Die Beiträge von Kap. 6 „Vor der Zeitenwende: Fotografie und Dokumentation des gesellschaftlichen und politischen Wandels“ werfen einzelne Schlaglichter auf die Fotoreportage der 1970er und 1980er Jahre. Krzysztof Pijarski widmet sich unter der Fragestellung „Was war die ‚soziologische Fotografie‘?“ einer seit Mitte der 1970er Jahre entstehenden sog. sozialen Fotografie-Bewegung, die ein Selbstporträt der Polen „in Zeiten einer eskalierenden gesellschaftlichen wie politischen Krise erschaffen“ (S. 344) wollte. Im Gegensatz zu diesen vom staatssozialistischen Regime geduldeten, fotodokumentarischen Initiativen, die selbst von der Polnischen Akademie wissenschaftlich begleitet wurden, zeichnet sich seit den späten 1960er Jahren eine dokumentarische Fotografie ab, die „Bilder im Ausnahmezustand“ (Renata Makarska) hervorbrachte. Dieser Beitrag rekurriert auf jüngere deutschsprachige Forschungsarbeiten zur alternativen Fotografie in der ČSSR der 1970er Jahre und vergleicht die Erkenntnisse mit den Entwicklungen einer politisch engagierten Fotografie nach Ausrufung des Kriegszustands in Polen 1981.

Im letzten Kapitel „Frauen im Kanon der polnischen Fotoreportage“ würdigt Schamma Schahadat die polnischen Fotografinnen Zofia Chomętowska, Julia Pirotte und Irena Jarosińska und analysiert in Anlehnung an den polnischen Kunsthistoriker Adam Sobota die diskursive Verankerung ihrer Fotografien im Kanon der polnischen Dokumentarfotografie.

Wer sich im Bereich der polnischen Fotoreportage orientieren oder die aktuellen Diskurse innerhalb der Visual History Polens nachvollziehen möchte, dem sei dieser Sammelband zum Einstieg in die Thematik in jedem Fall empfohlen.

Regensburg

Heidrun Hamersky

Der Tschechoslowakische Werkbund und der Werkbund der Deutschen in der Tschechoslowakei. Eine kritische Anthologie. Hrsg. von Alena Janátková. Gebr. Mann, Berlin 2018. 154 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-7861-2805-2. (€ 39,-)

In der vorliegenden, reichlich bebilderten Anthologie bietet Alena Janátková Zugang zu neuen Quellentexten des Tschechischen/Tschechoslowakischen Werkbunds (Svaz Českého/Československého Díla, SČD/SČSD) und des Werkbunds der Deutschen in der Tschechoslowakei (WDT), eingebunden in einer Studie, die das Wirken des Werkbundes über die Grenzen des Deutschen Reichs hinaus skizziert. Insbesondere ist es J.'s Ziel, eines der Kernthemen des Werkbunds, nämlich die „Modernisierung von Alltag, Leben und Wohnen durch Qualitätsarbeit und Qualitätsprodukte“ (S. 11), und seine Verbindung mit der Tschechoslowakei als neuem Nationalstaat nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie zu beleuchten. J. präsentiert den 1907 gegründeten Deutschen Werkbund (DWB) und den 1912 in der Habsburgermonarchie gegründeten Österreichischen Werkbund (ÖWB) als eine Art Exportmodell, das als wichtiger Bezugspunkt für sowohl den SČD/SČSD als auch den WDT galt. Kurz skizziert J. den Werdegang des DWB und des ÖWB in der Einleitung, in der sie auch die Eckdaten und wichtigsten Anhaltspunkte zu den tschechoslowakischen Werkbundvereinen SČD/SČSD und WDT festhält. Betont wird dabei, dass der nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie neu gegründete SČSD durch Persönlichkeiten wie Václav Vilém Štech „bestens im Netzwerk der staatlichen Kultur mit der tschechoslowakischen Regierung eingebunden“ (S. 15) gewesen sei. Dem WDT hingegen, seinerseits den Kunsthistoriker Otto Kletzl zu den Gründungsmitgliedern zählend, wurde politisches Handeln untersagt. Die Beziehung zwischen den beiden Vereinen war bis zuletzt von einem gegenseitigen Konkurrenzdenken geprägt. Unter Berücksichtigung dieser Gegebenheiten sieht J. das Ziel der vorliegenden Anthologie einerseits darin, den bisher kaum erforschten WDT in die Geschichte der Werkbundvereine aufzunehmen; andererseits offeriert der grenzüberschreitende Kontext in Bezug auf beide tschechoslowakische Werkbundvereine eine neue Sichtweise auf die Kulturorganisation DWB als „Exportmodell“ (S. 12).

Die Quellentexte, die im deutschen Original beziehungsweise in deutscher Übersetzung aus dem Tschechischen vorliegen und sich auf die wesentlichsten programmatischen Schriften des ÖWBs als Vorgänger zum einen und des SČD/SČSD und WDT zum anderen beschränken, präsentiert die Hrsg. als Basis für weiterführende Forschungsprojekte, die unter ihren Schwerpunkt „Architektur und Erziehung“ fallen. Die insgesamt sechs Texte umfassen eine Zeitspanne von fünfzehn Jahren (1916-1931), die sowohl die Entstehung des SČD und des WDT als auch die letzte große Ausstellung des SČSD „Baba“ in Prag (1932) miteinschließt, welche den endgültigen Übergang vom Vorbild des Großstadtmodells von Otto Wagner zu dem von Le Corbusier bezeugte. J. bietet zu jedem dieser Quellentexte eine kurze Einleitung und kommentiert, wenn auch nur sehr kurz, die sich anschließenden Bildfolgen, mit denen das jeweils von der Hrsg. angeführte Argument zu den Quellentexten unterstrichen werden soll.

Als Ausgangspunkt dient Max Eislers Publikation *Die Österreichische Werkkultur* von 1916, der zufolge der Erziehungsgedanke des Werkbunds zum „guten Geschmack“ in der Zusammenarbeit zwischen Künstler, Schule/Lehrer, Erzeuger, Aussteller sowie Händler und Käufer begründet liegt. Der 1913 gegründete SČD griff diesen Gedanken auf, münzte ihn jedoch im Laufe der 1910er Jahre auf die Bedürfnisse des tschechoslowakischen Nationalstaats um. Die von J. ausgewählten Texte bezeugen dabei die Schlüsselposition Štechs als Kulturtheoretiker und Bindeglied zwischen Regierung und SČSD. Im Vergleich zu der Fülle an Texten und Publikationen des SČD/SČSD finden die Schriften des WDT nur relativ wenig Berücksichtigung; in der Anthologie sind sie auf Ernst Schwedeler-Meyers „Der Werkbund der Deutschen in der Tschechoslowakischen Republik“ (1927) beschränkt. Damit wird verdeutlicht, dass der SČD/SČSD der dominanteren der beiden Vereine war und dass Quellen zum WDT nur spärlich vorhanden sind.

Besonders betont die Hrsg. die Erkenntnis, dass der Erziehungsgedanke des SČSD mit dem neuen tschechoslowakischen Nationalstaat eng kooperierte und sich letztendlich auf Vorgaben des modernen Wohnens spezialisierte. Diese waren zwar ursprünglich für die Mehrheitsbevölkerung gedacht gewesen, wurden letztendlich aber auf „eine exklusive Klientel von Auftraggebern der tschechoslowakischen Kunst- und Kulturelite“ zugeschnitten (S. 123). Nichtsdestotrotz war das moderne Wohnen mit dem tschechoslowakischen Nationalstaat im Sinne der neuen Staatsideologie verbunden und wurde nach außen hin als Grundrecht präsentiert. In den Quellentexten kommen in diesem Zusammenhang die Parallelen zwischen ÖWB und SČSD besonders deutlich zum Vorschein, auch wenn diese von der Hrsg. nicht direkt kommentiert werden.

Zweifelsohne ist J.'s Beitrag zur Geschichte der Werkbundvereine von großer Relevanz, zumal die Anthologie erstmals deutsche, österreichische und (deutsch-)tschechische Quellentexte präsentiert und somit die transnationale Bedeutung des Werkbunds in Zentraleuropa verdeutlicht. Jedoch sei hinzugefügt, dass die Analyse vom Werdegang der Werkbundvereine in der Tschechoslowakei sehr eng gefasst ist und ein fundiertes Wissen zur Geschichte der Ersten Tschechoslowakischen Republik voraussetzt, um die vorliegenden Quellen adäquat kontextualisieren zu können. Als Grundbaustein für die weiterführende Forschung zum Werkbund im zentraleuropäischen Raum hat J. die Texte zum Thema demnach auf die wesentlichsten beschränkt, sodass, ganz in ihrer Absicht, weitere Fragen beantwortet werden müssen, um das Gesamtbild des facettenreichen Modells „Werkbund“ in der Region erfassen zu können.

Brno

Julia Secklehner

Fragmentierte Republik? Das politische Erbe der Teilungszeit in Polen 1918-1939. Hrsg. von Michael G. Müller und Kai Struve. (Phantomgrenzen im östlichen Europa, Bd. 2.) Wallstein Verlag. Göttingen 2017. 400 S. ISBN 978-3-8353-1745-1. (€ 19,50.)

Der vorliegende Sammelband präsentiert die Ergebnisse der Tagung „Grenzziehungen, Netzwerke: Die Teilungsgrenzen in der politischen Kultur der polnischen Zweiten Republik“, die 2012 in Berlin stattfand. Behandelt wird eine Teilthematik des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Projekts „Phantomgrenzen in Ostmitteleuropa“.

Die Beiträge befassen sich mit der wichtigen Frage, wie der 1918 neu entstandene polnische Staat, oder genauer gesagt: staatliche Institutionen, Parteien und Politiker sowie andere Akteure wie z. B. Minderheitenvertreter, die für mehr als hundert Jahre getrennte Entwicklung in den jeweiligen Teilungsgebieten überbrücken und die Landesteile zu einem Ganzen zusammenführen konnte. Dieses Problem betraf alle Bereiche der Politik, von der Verkehrsinfrastruktur bis hin zur Landwirtschaft. Aber auch unterschiedliche politische und gesellschaftliche Prägungen und Erfahrungen unter russischer, österreichischer und deutscher Herrschaft mussten angeglichen werden. Der Band widmet sich also der zentralen Frage, welche Auswirkungen die vormaligen Grenzen der Teilungszeit auf das politische Leben der Zwischenkriegszeit in Polen hatten und inwieweit die unterschiedlichen Erfahrungen der politischen Akteure (die meisten von ihnen waren bereits vor 1914 politisch aktiv gewesen) deren Anschauungen und Vorgehensweisen prägten.

Die theoretische Grundlage für das Projekt – das Konzept der Phantomgrenzen – wurde von Béatrice von Hirschhausen im ersten Band der Reihe präsentiert, „Als Phantomgrenzen lassen sich frühere politische Grenzen beschreiben, die völker- oder staatsrechtlich nicht mehr bestehen, aber in der Gesellschaft weiterhin wirksam sind“ (S. 10). Die Hrsg. stellen in der Einleitung drei Dimensionen heraus, in denen diese fortwirken können: Raumgestaltung, politisches Handeln der Akteure und die diskursive Konstruktion von Unterschieden. Diese Dimensionen werden auch in den einzelnen Beiträgen in unterschiedlichem Ausmaß behandelt.

Der Sammelband leistet einen wertvollen Beitrag zur Forschung, da er erstmals anhand von Fallstudien die nach Ende der Teilungszeit noch vorhandenen Selbst- und Fremdbilder sowie deren innerpolitische Auswirkungen in unterschiedlichen gesellschaftlichen und politischen Bereichen beleuchtet. Dieses Erbe ist zwar häufig in geschichtswissenschaftlichen Publikationen thematisiert worden, jedoch meist auf ein Teilungsgebiet, einen bestimmten Akteur oder ein Politikfeld beschränkt geblieben. Die einzelnen Beiträge liefern die Möglichkeit für einen vergleichenden Überblick über gelungene Unifizierung und misslungene Angleichung. Durch die innovativen Fallstudien und Fragestellungen werden Forschungslücken geschlossen und neue Perspektiven auf die Thematik eröffnet.

Eine Gefahr bei dieser Herangehensweise, deren sich aber die Hrsg. und Vf. durchaus bewusst sind, besteht darin, durch dieses Vorgehen selbst Phantomgrenzen zu konstruieren. Wie auch in einzelnen Beiträgen (z. B. von Marcos Silber) erwähnt wird, wurden solche Phantomgrenzen von den Akteuren häufig selbst diskursiv aufrechterhalten. Nichtsdestotrotz bleibt die Wirkmächtigkeit sowohl von subjektiv wahrgenommenen als auch von real existierenden Unterschieden bis heute erkennbar, etwa in der Agrarstruktur oder in den Wahlergebnissen seit 1989. Polen ist keineswegs das einzige Beispiel für Phantomgrenzen in Europa. Deshalb ist der vorliegende Band eine notwendige Ergänzung der Forschung und wird in der Zukunft hoffentlich noch durch weitere Studien und Vergleiche mit anderen Regionen ergänzt werden.

Der Sammelband gliedert sich in vier thematische Abschnitte: „Institutionen“, „Parteien und Politiker“, „Grenzgebiete“ und „Minderheiten“. In den drei Beiträgen des ersten Abschnitts werden die Streitkräfte, das Finanzsystem und studentische Verbindungen in Fallstudien untersucht. Im zweiten Abschnitt befassen sich fünf Beiträge mit verschiedenen politischen Strömungen und deren Entwicklung, mit diversen Parteien und prominenten politischen Akteuren. Der darauf folgende Abschnitt thematisiert Grenzgebiete Polens, wie beispielsweise Oberschlesien (Bernard Linek), und vor allem auch die Beziehungen zu den Teilungsmächten sowie deren Polenpolitik. Der letzte Abschnitt widmet sich der besonders heiklen Frage von Assimilation und völkerrechtlicher Autonomie der Minderheiten. Alle Beiträge liefern für sich genommen neue Erkenntnisse, hätten aber noch deutlicher auf die zentrale Fragestellung (Wie genau wurden die durch die Teilungszeit entstandenen Phantomgrenzen in der 2. Republik wahrgenommen; welche Auswirkungen der Teilungszeit wirkten fort und wie versuchte man sie zu überbrücken?) hin ausgerichtet sein können, um Vergleiche und übergeordnete Schlussfolgerungen zu erleichtern.

In der Einleitung werden fünf übergreifende Punkte, die sich aus den Beiträgen über den Einfluss der ehemaligen Teilungsgrenzen ergeben, genannt: unterschiedliche politische Haltungen der Eliten (die mit der Zeit aber an Bedeutung verloren), Unterschiede in den gesellschaftlichen Strukturen, daraus resultierende Elitenkonflikte (z. B. zwischen Pfarrern und Lehrer/inne/n), eine Instrumentalisierung der Teilungsgrenzen in politischen Diskursen und den alle Teilungsgebiete umfassenden Konflikt zwischen Anhängern Józef Piłsudskis und den Nationaldemokraten, der aber auch eine territoriale Dimension hatte (vgl. S. 34 ff.). Es wäre wünschenswert und aufschlussreich gewesen, diese Punkte in einer Schlussbemerkung genauer zu beleuchten, um die Quintessenz aus den unterschiedlichen Fallstudien für den Leser zu verdeutlichen und alle Beiträge enger an die in der Einleitung vorgestellte Fragestellung zu binden. Insgesamt ist das Konzept der Phantomgrenzen für die Betrachtung der polnischen Geschichte – wie die behandelten Fallbeispiele zeigen – sehr nützlich und lässt sich sicherlich auch auf andere historische Kontexte und Regionen anwenden.

Marburg

Vera Volkmann

Albrecht Hagemann: Hermann Rauschnig. Ein deutsches Leben zwischen NS-Ruhm und Exil. Böhlau Verlag. Köln – Weimar 2018. 645 S., Ill. ISBN 978-3-412-51104-3. (€ 40,-.)

Man muss kein Spezialist sein. Es genügt ein Blick ins Internet, um festzustellen, dass Forschung nicht immer bemüht ist, Fremdes, Unbeachtetes und Vergessenes ans Tageslicht zu fördern. Nicht selten begnügt sie sich damit, Bekanntes zu reproduzieren, neu zu durchmengen und mit frischem Glanz zu überziehen.

Zum Jahreswechsel 1939/40, der Einfall der Wehrmacht in Polen lag drei Monate zurück, kam, in Windeseile verfasst, ein Buch auf den Markt, das in der Schweiz *Gespräche mit Hitler* und in der US-Ausgabe *The Voice of Destruction* hieß. Es geriet rasch weltweit zum Bestseller, explosiv, elektrisierend und attraktiv für all jene, die das „Dritte Reich“ und sein Oberhaupt zu verstehen suchten. Und es wurde Steinbruch und Fundgrube einprägsamer Sätze aus dem Munde des selbst ernannten „Führers“. „Meine Jugend ist hart“, so begann die Maxime, die den wohl größten Nachhall fand. „Das Schwache muss weggehämmert werden. In meinen Ordensburgen wird eine Jugend heranwachsen, vor der sich die Welt erschrecken wird. Eine gewalttätige, herrische, grausame Jugend will ich. [...] Ich will keine intellektuelle Erziehung. Mit Wissen verderbe ich mir die Jugend. Am liebsten ließe ich sie nur das lernen, was sie ihrem Spieltriebe folgend sich freiwillig aneignen.“ Doch der Wortschwall Hitlers, der so authentisch anmutet, war eine Kopfgeburt, war erdichtet, erfunden, fingiert, aber mit Eifer vervielfältigt. Unzählige Autoren berufen sich unbeirrt bis heute darauf. Sie ziehen heran, was ihnen ins Konzept passt, und schreiben ab, was schon andere vor ihnen zitierten. Kaum jemand, so scheint es, hält es für nötig, das Original zu studieren und dessen Provenienz zu prüfen.

Der Mann, der das inkriminierte Buch schrieb, hieß Hermann Rauschnig (1887-1982). Rauschnig war Westpreuße, in Thorn (Toruń) geboren, promovierter Musikhistoriker, Offizier im Ersten Weltkrieg (trotz Herzinsuffizienz) und deutscher Kulturrepräsentant in Posen (Poznań), bevor er sich als Gutsherr und Schweinezüchter im Weichseldelta niederließ. Er avancierte dort zum Bauernfunktionär und, nachdem er der Deutschnationalen Volkspartei den Rücken gekehrt hatte, zum Agrarexperten der NSDAP. Im Juni 1933 wählte ihn der Volkstag der Freien Stadt Danzig zum Senatspräsidenten. Rasch überwarf er sich mit Arthur Greiser, seinem Stellvertreter (und Nachfolger), und Hitler-Günstling Albert Forster, dem Gauleiter. So sehr er sich an das Amt klammerte, im November 1934 trat er unter Zwang zurück. Tage später warfen ihn die Kontrahenten aus der Partei. In der Sorge, gefährdet zu sein, suchte Rauschnig Unterschlupf in seiner nun polnischen Heimatstadt, wo er sich als Publizist und NS-Kritiker einrichtete. 1938 verließ er Polen, um nach Zürich, Paris, London und schließlich (als Farmer) an die Westküste der USA auszuwandern. 1948 erwarb er die amerikanische Staatsbürgerschaft, acht Jahre später misslang ein episodisches „Comeback“ in der jungen Bundesrepublik.

In Frankreich brachte Rauschnig die Dialoge mit Hitler zu Papier. Zwar ist er seinem Gegenüber, erst als Danziger Nationalsozialist, dann als Regierungschef, persönlich begegnet. Jedoch war er nicht der, als den ihn sein New Yorker Verlag (im Klappentext des Buches) zur Schau stellte: „a confidant of Hitler and member of the secret party conclaves“. Er war kein Vertrauter, Adjutant oder Intimus des „Führers“, sodass dieser Anlass gehabt hätte, ihm, wie behauptet, hundertmal in langen Audienzen Einblick in seine „Geheimlehre“ zu gewähren. Rauschnig bediente sich eines dramaturgischen Kunstgriffs. Er goss das, was er in kaum dreijähriger Parteikarriere erlebt, gesehen und gehört hatte, in die Form eines Zwiegesprächs und verband damit die Hoffnung, dass die wörtliche Rede, die er aus Notizen und Gedächtnisprotokollen zu rekonstruieren vorgab, die zivilisierte Welt bestürzen, schockieren und leichter zum Widerstand gegen den Kriegstreiber Hitler animieren würde als ein faktenbasierter Bericht über NS-Deutschland.

Dem *homo politicus* Hermann Rauschnig und dem unsteten, von Erfolg und Misserfolg reichen Leben, das er führte, widmet der (Osteuropa-)Historiker Albrecht Hagemann eine imposante Studie, die schon deshalb Interesse weckt, weil Biografien über

Forster und Greiser, Rauschnings Danziger Widersacher, seit Jahren vorliegen. Die Studie ist detailreich, bisweilen detailversessen, sie gründet sich auf Quellen des In- und Auslands, die H. abarbeitet, selbst wenn da und dort der Erklärungswert gering bleibt. Im Bemühen, kein Indiz, keine Spur zu übersehen, liest sie sich mitunter wie eine furiose Hatz durch Briefe, Essays und Bücher Rauschnings, wodurch es schwerfällt, den roten Faden im Auge zu behalten. Sie ist latent von Wohlwollen bestimmt, aber keine Hommage, gleichzeitig vermeidet sie klare Wertungen, die nützlich wären, um eine Person zu begreifen, die im Alter „positive Grundgedanken des Nationalsozialismus“ lobte und „mit der SPD sympathisierte“.

Im Grunde definiert die Studie ihren Protagonisten nach den Schwächen, die sie an ihm entdeckt. Rauschning war Einzelgänger, Außenseiter, von sich überzeugt, ambitiös, selbstherrlich, aber nicht fähig, Mitstreiter zu gewinnen, Verbündete um sich zu scharen und Netzwerke zu knüpfen. Er kokettierte mit dem Selbstbild des verkannten Geistes, war aber ein Gescheiterter, ein heimatloser Konservativer, der zwischen allen Stühlen saß. Ihm fehlte die Hausmacht, als er, der Senatspräsident, der den Ausgleich mit Polen suchte, seinen Gegnern, die Danzig „Heim ins Reich“ führen wollten, unterlag. Nach der Demission nutzte er die Prominenz, zu der er gelangt war, und konferierte mit Persönlichkeiten der Gastländer, genoss aber weder Sympathie noch Rückhalt in deutschen Exilkreisen, die ihm, dem NS-Renegaten, zutiefst misstrauten. Und er fand keine Anhänger, als er, der Neutralist, in Bonn und Düsseldorf zum Protest gegen Westbindung und Wiederbewaffnung blies und dabei vor dubiosen Kontakten mit Altnazis, Kriegstätern und DDR-Sozialisten nicht zurückschreckte. Nicht nur die Adenauer-Koalition, die er als „klerikal-faschistisch“ geißelte, stellte sich ihm in den Weg, er geriet überdies ins Fadenkreuz des Verfassungsschutzes, der ihn staatsgefährdender Umtriebe verdächtigte. Desillusioniert kehrte er nach Portland zurück, wo er sich, von Geldsorgen geplagt, mit einer US-Sozialrente, den Tantiemen seiner Vielschreiberei und der Unterstützung der Töchter mehr schlecht als recht über Wasser hielt.

Siegen

Alexander Hesse

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945. Bd. 16: Das KZ Auschwitz 1942-1945 und die Zeit der Todesmärsche 1944/45. Bearb. von Andrea R u d o r f f. De Gruyter Oldenbourg. München 2018. 883 S. ISBN 978-3-11-036503-0. (€ 59,95.)

Von der auf 16 Bände angelegten Großedition zum Holocaust sind inzwischen zwölf erschienen. Und wie bisher erfüllt auch der vorliegende Band – recht eigentlich handelt es sich dabei um zwei separate und nur sehr lose miteinander verbundene Teile, von denen Auschwitz etwa zwei Drittel, die Todesmärsche ein Drittel einnehmen – wieder allerhöchste Erwartungen an die editorische Qualität. Er firmiert als letzter Band in der Serie und steht ein wenig quer zu den jeweils einzelnen Ländern gewidmeten bisherigen Büchern. Warum dieses Prinzip aufgegeben wurde, erschließt sich nicht. Formal ist es wenig konsequent, denn selbstverständlich ließe sich das Geschehen an diesem Ort dem besetzten Polen zurechnen oder aber den jeweiligen Ländern, aus denen die Opfer stammten; ähnliches gilt *cum grano salis* auch für die Todesmärsche. Letztendlich sollte man auch nicht mit der Bedeutung von Auschwitz argumentieren, denn diese ist ganz wesentlich eine nachträgliche Zuschreibung und entspricht heutigen Bedürfnissen nach Symbolen. Die gigantisch hohe Zahl der dort verübten Morde ist nur ein Teil des Holocaust, und wieso 1,1 Millionen Tote einen eigenen Band rechtfertigen, aber etwa die annähernd 900 000 Toten in Treblinka oder die Opfer der Einsatzgruppen in der Sowjetunion nicht, bleibt eine offene Frage.

Die Edition beschränkt sich auf zeitgenössische Dokumente und versagt sich damit Quellen aus der Nachkriegszeit wie etwa Ermittlungsakten, Memoiren, archäologischen Befunden oder dergleichen. Das kann man so machen, es folgt zumindest einer gewissen

Konsequenz im Vorgehen. Weniger überzeugend ist der Verzicht auf fotografisches Material (lediglich ein Dokument ist faksimiliert, und es wird ein gezeichneter Plan der Krematorien aus Auschwitz abgedruckt), denn nicht erst seit dem *iconic turn* sind Bilder eine wichtige Quelle für die Geschichtswissenschaft. Das berühmte Auschwitz-Album, inzwischen in vielen Sprachen herausgegeben¹, ist der wohl nachdrücklichste Beleg für die Normalität des Täteralltags, während die Fotografien des Sonderkommandos zu Ikonen des Selbstbehauptungswillens selbst unter Extrembedingungen geworden sind: Die Häftlinge, die die Krematorien bedienen mussten, machten ihre Aufnahmen des Massenmords mit einer gefundenen Kamera, bei der sie den Selbstauslöser bedienten und sie dann zum Fenster hochwarfen.

Diese Leerstelle ist vielfach bei den bereits vorliegenden Bänden moniert worden, was dem Hrsg.-Gremium durchaus ein Gegensteuern ermöglicht hätte. Die Hrsg. blieben jedoch der „klassischen“ Edition verpflichtet, was seinen Ausdruck auch im Fehlen einer Online-Ausgabe findet. Dies ist umso bedauerlicher, als damit die pädagogische Breitenwirkung dieses wissenschaftlichen und dokumentarischen Meilensteins einer unverständlichen Selbstbeschränkung unterliegt. So gibt es den merkwürdigen Kontrast, dass professionelle Lesungen aus den vorliegenden Bänden sogar im Radio veranstaltet werden und man an einer englischen Übersetzung arbeitet, aber zugleich an hochpreisigen Printprodukten festhält, die vor allem von Bibliotheken gekauft werden.

Diese konzeptionellen Gesichtspunkte haben natürlich nichts mit der Güte von Andrea Rudorffs Arbeit zu tun. Ihre kundige Einführung leistet eine souveräne Orientierung innerhalb der mittlerweile umfangreichen Literatur zu Auschwitz und gibt wichtige Hinweise zu den verschiedenen im Band dokumentierten Themenkomplexen – etwa zum Bau und zur Stellung des Lagers innerhalb des Holocaust, zu den Wahrnehmungen und Reaktionen der Häftlinge sowie zu deren Arbeitseinsatz, zum Informationsfluss aus dem Lager bis in die Weltöffentlichkeit – und deren Reaktion –, zu pseudomedizinischen Versuchen oder zu den Tätern und „Zuschauern“.

Die Todesmärsche, die ja auch mit Fuhrwerken, Eisenbahn oder Lastern stattfanden, sind ebenfalls in ihrer ganzen Komplexität abgebildet: Entscheidungsprozesse, die Rolle der Zivilbevölkerung und lokaler Behörden, die Situation der Häftlinge oder die unterschiedlichen Bedingungen im Osten und Westen sind berücksichtigt. Die größte Stärke der Edition liegt in der Verbindung von kompetenter Zusammenfassung des Forschungsstandes mit 289 in Hinblick auf Form, Inhalt und Verfasser repräsentativen Quellen aus allen erdenklichen Herkunftskontexten. Die enorme Arbeit, die dahinter steckt, verdeutlichen die über 50 Archive, aus denen Material abgedruckt wird. Dass dies mit der gebotenen Sorgfalt, mit hervorragenden Übersetzungen sowie unter Einbeziehung eines Personen-, Orts- und Sachregisters geschieht, ist bei der Reihe üblich, aber dennoch immer wieder zu loben. Das gilt ebenfalls für die Annotation der Dokumente selbst, die einmal mehr höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügt.

Das Buch und die ganze Reihe sind schon von ihrer Anlage her nicht nur für Holocaust-Forscher/innen gemacht. Ganz im Gegenteil wird gerade Nicht-Spezialisten der Zugang zu diesem manchmal sehr sperrigen Gegenstand ermöglicht und erleichtert, weshalb sich die Verwendung in der Lehre zum Einüben eines kritischen Umgangs mit Dokumenten ebenso anbietet wie als Referenzwerk in der Forschung. Verständlich ist auch, dass die Hrsg. in der Reihe zudem einen Textkorpus gegen das Vergessen, eine Art gedrucktes Gedenken sehen möchten, was schon der schiere Umfang des Projekts nahelegt. Und tatsächlich

¹ SERGE KLARSFELD (Hrsg.): *The Auschwitz Album*. Lili Jacob's Album, New York 1980; dt. Fassung: HANS-JÜRGEN HAHN (Hrsg.): *Gesichter der Juden in Auschwitz*. Lili Meiers Album, Berlin 1995. Siehe jetzt auch CHRISTOPHE BUSCH, STEFAN HÖRDLER u. a. (Hrsg.): *Das Höcker-Album*. Auschwitz durch die Linse der SS, Darmstadt 2016.

handelt es sich bei R.s Band um ein Werk, auf den das oft zu leichtfertig benutzte Prädikat „Standardwerk“ voll und ganz zutrifft: Wer sich mit Auschwitz und den Todesmärschen beschäftigen möchten, muss dies künftig auf Grundlage des vorliegenden Buches tun – nicht nur, weil es so viel Material teils neu erschließt, sondern auch, weil es für Gedenken und Erinnerung jenseits von Filmen wie „Schindlers Liste“ normativ ist.

Berlin

Stephan Lehnstaedt

Hans-Christian Harten: Die weltanschauliche Schulung der Polizei im Nationalsozialismus. Verlag Ferdinand Schöningh. Paderborn 2018. 662 S., Ill. ISBN 978-3-506-78836-8. (€ 89,-)

Vor Jahren untersuchten Christopher R. Browning¹ und Daniel J. Goldhagen² das Reserve-Polizeibataillon 101 und knüpften daran die Frage, auf welchem Wege ein Regime, das zum Genozid entschlossen war, aus „ganz normalen Männern“ Komplizen zu machen verstand. Das Bataillon, eine 1939 in Hamburg aufgestellte paramilitärische Formation, exekutierte 1942/43 im besetzten Polen 38 000 unbewaffnete Zivilisten und deportierte 45 000 Juden in die Gaskammern von Treblinka. Die Mitglieder des Bataillons waren hanseatische Arbeiter und Kleinbürger, ledige Burschen und unbescholtene Familienväter, im Durchschnitt 35 Jahre alt und für die Front ungeeignet, die wenigsten dezidierte Nazis, abnorme Charaktere, willenlose Psychopathen oder Sadisten. Um Antrieb und Anlass der Verbrechen auf die Spur zu kommen, bot die Historiografie seither eine Reihe hypothetischer Erklärungen auf: der schmale Grat, der zwischen Zivilisation und Barbarei besteht; die eskalierende Brutalität, die dem Krieg stets inhärent ist; ein unheilvolles Gebraü aus Karrieredenken, Angst, blindem Gehorsam, Opportunismus, Autoritätsgläubigkeit und falscher Kameraderie der Beteiligten; das tief verwurzelte Überlegenheitsgefühl, das die Deutschen auf ihre europäischen Nachbarn herabblicken ließ; und nicht zuletzt die Mechanismen der politischen Sozialisation, die mit Topoi der Indoktrination, Manipulation oder Gehirnwäsche nur unzureichend beschrieben sind.

Browning und Goldhagen verliehen der Täterforschung neue Impulse, und sie rückten als Triebkraft, die Bürger in Bestien verwandelte, auch die NS-Ideologie in den Blick. In dem blieb deren Bedeutsamkeit in der Folge unklar. Gewiss, die Mordaktionen im Osten bedurften der weltanschaulichen Rechtfertigung, sie sind aber als Reflex politischer Verhetzung allein nicht zu erklären. Der Bildungshistoriker Hans-Christian Harten hat nun die „nationalsozialistische Lehre“, die den Anwärtern und Angehörigen der Sicherheits- und Ordnungspolizei, später auch den volksdeutschen Hilfspolizisten und „fremdvölkischen“ Schutzverbänden in den okkupierten Territorien verabfolgt wurde, auf gut 600 Seiten einer profunden Analyse unterzogen. Die Ergebnisse können nicht überraschen, zumal nicht in Kenntnis von H.s früherer Publikation über „Himmlers Lehrer“³; sie verdienen gleichwohl Beachtung.

Die planvolle ideologische Schulung begann 1936, als SS-Reichsführer Heinrich Himmler in Personalunion zum Chef der deutschen Polizei aufstieg und die Absicht verkündete, aus den Sicherheitskräften des Staates und der Partei einen mächtigen Staatsschutzapparat zu schmieden. Die Regie übernahm das SS-Schulungsamt, die Arbeit leisteten Spezialisten der SS, die mit Kriegsbeginn allmählich von Polizeioffizieren abgelöst wurden. Der SS fehlte das Personal, zugleich hoffte man, der Einsatz von Instruktoren

¹ CHRISTOPHER R. BROWNING: *Ordinary Men. Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland*, New York 1992.

² DANIEL JONAH GOLDHAGEN: *Hitler's Willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*, New York 1996.

³ HANS-CHRISTIAN HARTEN: *Himmlers Lehrer. Die Weltanschauliche Schulung in der SS 1933-1945*, Paderborn 2014.

aus den eigenen Reihen würde den Korpsgeist stärken. Um Seriosität zu erwirken, bemühte sich die „SS-mäßige“ Schulung um den Anschein kühler Sachlichkeit; was sie vertrat, sollte wissenschaftlich durchdacht, stimmig und unumstößlich sein. Zwei von drei Stamm- und Gastlehrern waren Akademiker, meist Juristen und Philologen, mitunter promoviert und habilitiert. Auch wenn H. diesem Aspekt nicht systematisch nachgeht, so lassen Stichproben doch erkennen, dass die Anpassungsfähigen unter ihnen nach Ende der NS-Diktatur rasch wieder zu Amt und Würden gelangten. Sie avancierten zu städtischen Kripochefs, Polizeipräsidenten, Kriminalräten in Bundeskriminalamt und Bundesamt für Verfassungsschutz, Verlagslektoren und Hochschullehrern.

Wie anders kaum zu erwarten, reproduzierten die Lehrpläne, in vielerlei Varianten und Versionen, die Kernelemente der herrschenden Doktrin: Blut und Boden, Volkstum und Rasse, den völkischen Geschichtskanon vom I. zum III. Reich, die Gegner und Feinde des Regimes; Ziel und Zweck war ein Polizist, der sich vorbehaltlos zu Führer und Nation bekannte. Freilich verblüffen die methodischen Handreichungen. Man duldete keine Kasernenhofatmosphäre; Faktenhuberei, intellektuelle Verstiegenheiten, das schematische „Einpumpen bloßen Wissens“, das schon Adolf Hitler glossiert hatte, galten als kontraproduktiv. „Der Unterricht“, so die interne Weisung der Sicherheitspolizeischule Fürstenberg/Havel, „ist seminarmäßig, unter ständiger Anlehnung an praktische Fälle, recht anschaulich zu gestalten“ (S. 68). Nur so seien die Hörer zu selbstständigem Denken und eigeninitiativem Handeln zu bewegen. Ohne sich dessen bewusst zu sein, rehabilitierte die Polizei damit das Regelwerk der Reformpädagogik, die der NS-Staat gern als Artefakt der „Systemzeit“ herabsetzte.

H. legt eine in doppeltem Sinne erschöpfende Studie vor. Sie basiert auf Recherchen, die er in Archiven des In- und Auslands betrieb. Sie rekonstruiert trotz bruchstückhafter Überlieferung ein Bild voller Details und Facetten, arbeitet akribisch, kleinteilig, fast buchhalterisch und wird zukünftig in der Geschichte der deutschen Polizei nicht zu übersehen sein. Andererseits ist sie, bei allem Respekt, ein Ungetüm, schwer und unhandlich, vollgestopft und unwegsam, seitenlang kaum von Absätzen gegliedert, die dem Rezipienten eine Atem- und Denkpause erlaubten, und ohne Einbezug von Karten, Grafiken und Organigrammen, die hier und da hätten Hilfestellung geben können. Gleichzeitig wird der Text, der elaboriert beginnt, in seiner Präzision und Prägnanz immer achtloser, so als wären dem Autor Zeit und Muße entschwunden, um die erste, noch unvollkommene, quellen-nahe Niederschrift in einen gestrafften, gefälligen Zustand zu bringen. Die Darstellung mutiert Zug um Zug zu einer Chronik der laufenden Ereignisse, die an Struktur und Schlüssigkeit verliert. Die Redundanzen häufen sich, die Diktion wirkt flüchtig. Am Ende bricht das Buch mit einem Unterkapitel über die einheimische Miliz ab, die die deutschen Besatzungsorgane im Reichskommissariat Ukraine unterstützte. Eine Schlussbilanz fehlt.

Es gab Zeiten, da dem Verlag die Pflicht zufiel, den Autor vor Ab- und Irrwegen und den Leser vor unnötigen Strapazen zu bewahren. Die Zeiten sind vorbei; es scheint, als sei das Manuskript, das H. vorlegte, einem geneigten, aber kritischen Lektorat nicht unterzogen worden.

Siegen

Alexander Hesse

Joanna Tokarska-Bakir: Pogrom Cries – Essays on Polish-Jewish History, 1939-1946. (Eastern European Culture, Politics and Societies, Bd. 12.) Peter Lang Edition. Frankfurt am Main 2017. 478 S., Ill. ISBN 978-3-631-64178-1. (€ 59,95.)

Die Warschauer Kulturanthropologin Joanna Tokarska-Bakir legte in den letzten Jahren mehrere Publikationen über den Holocaust und antisemitische Gewalt vor, die neues Licht auf den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit in Polen werfen. Ihre letzte Studie über den Pogrom in Kielce vom 4. Juli 1946¹ revidierte die These von der führenden Rolle der polnischen Miliz, die Bożena Szaynok 1992 aufgestellt hatte und die bis vor kurzem noch von Marcin Zaremba² vertreten wurde. Der rezensierte Band ist eine Übersetzung der 2012 auf Polnisch erschienenen Aufsatzsammlung *Okrzyki pogromowe. Szkice z antropologii historycznej Polski lat 1939-1946*.

Der Band besteht aus neun Aufsätzen und einer Einleitung von Irena Grudzińska-Gross. Bereits auf der ersten Seite der Einleitung wird der Leser darüber informiert, dass die Texte des Bandes für polnische Leserinnen und Leser „emotional schwierig“ seien, weil sie verschiedene Aspekte der antijüdischen Gewalt analysieren, die durch Polen im und nach dem Zweiten Weltkrieg begangen worden sind. Die Thematik der polnischen Beteiligung an der Shoah wird in Polen seit Jan Tomasz Gross' Publikation „Nachbarn“ von 2001 intensiv erforscht und auch in der Öffentlichkeit immer wieder diskutiert. In dem rezensierten Band bespricht T.-B. ein breites Spektrum von Detailfragen, in denen große und zentrale Probleme des Themas zu erkennen sind.

Im Beitrag „The Unrighteous Righteous and the Righteous Unrighteous“ beschäftigt sich die Autorin mit der polnischen und jüdischen Erinnerung an die Rettung der Juden durch Polen im Zweiten Weltkrieg. Dafür hat sie die Berichte von Überlebenden analysiert, die die Jüdische Historische Kommission in Polen bereits vor Kriegsende zu sammeln begonnen hatte, und auch Berichte, die sie selbst in der Gegend von Sandomierz 60 Jahre nach dem Krieg zusammengetragen hat. Dabei konzentriert sie sich sowohl auf die Interaktionen zwischen den „Helfern“ und den Juden als auch auf die Ausdrucksweise der „Helfer“ und Überlebenden bei der Beschreibung der „Rettung“. Sie zeigt, dass es wegen der Denunziationsgefahr grundsätzlich sehr schwierig war, Juden zu helfen, und dass Retter in der Regel selbst ihre Verwandten oder Freunde über das Verstecken von Juden nicht informierten, um sich selbst und die versteckte Person nicht in Gefahr zu bringen. Sie zeigt auch, dass die Beziehung zwischen den Helfern und den sich versteckenden Juden dynamisch war und sich im Verlaufe der Besatzung veränderte. Unter bestimmten Umständen konnten „Retter“ zu „Tätern“ werden und „ihre“ Juden berauben oder ermorden. Es waren nicht nur die deutschen Besatzer, die das Helfen mit dem Tod bestrafen, sondern auch Einheiten der polnischen Heimatarmee (Armja Krajowa, AK) und anderer, vor allem nationalistischer, aber vereinzelt auch linker Untergrundorganisationen wie der ultranationalistischen Nationalen Streitkräfte (Narodowe Siły Zbrojne, NSZ) und der linken Bauernbataillone (Bataliony Chłopskie).

Im Beitrag „The Trial of Tadeusz Maj“ zeigt T.-B., dass nicht nur Einheiten der AK und der NSZ Juden ermordeten, sondern auch Einheiten der kommunistischen Volksarmee (Armia Ludowa, AL). Auf diesen Zusammenhang stieß die Vf., als sie das Nachkriegsverfahren gegen den AL-Kommandanten Tadeusz Maj analysierte. Obwohl Majs antisemitische Ansichten darauf zurückzuführen sind, dass er Mitglied der NSZ und der AK gewesen war, bevor er sich der AL anschloss, wird in dem Text deutlich, dass ein Teil der AL-Partisanen gegenüber Juden keineswegs positiv eingestellt war. Maj und andere Parti-

¹ JOANNA TOKARSKA-BAKIR: Pod klątwą. Społeczny portret pogromu kieleckiego [Unter dem Fluch. Gesellschaftsportrait des Pogroms in Kielce], Warszawa 2018.

² MARCIN ZAREMBA: Wielka trwoga. Polska 1944-1947. Ludowa reakcja na kryzys, Kraków 2012; dt. Fassung: Die große Angst. Polen 1944-1947. Leben im Ausnahmezustand, Paderborn 2016.

sanen exekutierten Juden ähnlich wie die deutsche Polizei mit einem Kopfschuss und, was vor allem bei der NSZ verbreitet war, beraubten sie anschließend.

Unter der Überschrift „Pogrom cries“ untersucht die Vf. die Sprache und das sich konstant verändernde und dynamische Verhalten der Pogromtäter in Kraków und Kielce. Die Ritualmordlegenden dienen, wie sie überzeugend zeigen kann, in erster Linie dazu, die antisemitische Gewalt zu legitimieren, und nicht etwa dazu, zur Gewalt anzustiften. Die eigentlichen Motive der Täter lagen im Bereich des Ökonomischen und Politischen. T.-B. zeigt, dass die Täter zwar eine heterogene Gruppe waren, aber in kurzer Zeit eine Gruppenidentität entwickeln konnten. Zumindest ein Teil der Pogromtäter lobte Adolf Hitler und die deutschen Besatzer dafür, dass sie die Juden in Polen ermordeten. Gleichzeitig versprachen sie, sein Werk in Kielce fortzusetzen. Anstatt die Opfer zu beschützen, wurde die Miliz während des Pogroms zum Teil des Tätermobs. Es ist aber unwahrscheinlich, dass sie selbst zur Gewalt anstifteten, wie Historiker in den 1990er Jahren noch angenommen haben.

Der Sammelband präsentiert eine wichtige Perspektive auf den Holocaust, der in Polen keineswegs zusammen mit dem Zweiten Weltkrieg endete. Durch die Untersuchung von Einzelaspekten der Thematik zeigt T.-B., wie komplex der Judenmord in Polen war und wie wichtig es ist, ihn detailliert zu untersuchen. Mikrostudien haben in der Anthropologie zwar immer eine wichtige Rolle gespielt, in der Holocaustforschung gewannen sie aber erst vor wenigen Jahren an Bedeutung.

Berlin

Grzegorz Rossoliński-Liebe

Marek Edelman: Nieznane zapiski o getcie warszawskim. [Unbekannte Aufzeichnungen über das Warschauer Getto.] Bearb. von Martyna Rusiniak-Karwat. Instytut Studiów Politycznych Polskiej Akademii Nauk – Fundacja Zeszytów Literackich. Warszawa 2017. 215 S., Ill. ISBN 978-83-64091-91-9, 978-83-64648-62-5.

Marek Edelman (1919-2009) war in der zweiten Hälfte des 20. Jh. ein im In- und Ausland hoch angesehener Vertreter der jüdischen Bevölkerung Polens. Er stammte aus dem heutigen Weißrussland und zog mit seinen Eltern als Kind nach Warschau. Früh wurde er Mitglied in der Kinderorganisation Sotsyalistischer Kinder Farband (SKiF) der sozialistischen Partei Allgemeiner Jüdischer Arbeiterbund (Bund). In den Jahren der nationalsozialistischen Besatzung war er führendes Mitglied der Bund-Jugendorganisation Tsukunft. Im November 1942 schlossen sich die Bundisten der Jüdischen Kampforganisation (ŻOB) an, und E. war im April 1943 während der Kämpfe im Warschauer Getto einer ihrer stellvertretenden Anführer. Er entkam auf die „arische Seite“ und nahm 1944 am Warschauer Aufstand teil. In den 1950er Jahren begann er in Lodz als Arzt zu arbeiten. In den 1980er Jahren unterstützte er politisch die Solidarność, für die er 1989-1993 als Sejm-Abgeordneter tätig war.

Über seine Erlebnisse als führender Aktivist der jungen Bundisten hatte E., gleich nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft, lediglich einen längeren Bericht veröffentlicht.¹ Umso mehr ist daher zu begrüßen, dass sich im Nachlass E.s in drei Notizheften Aufzeichnungen über das Warschauer Getto fanden, die offenbar um das Jahr 1968 entstanden sind. Aufgeschrieben hat er diese Erinnerungen auf Bitten seiner Ehefrau Alina Edelman, geb. Margolis (1922-2008), an die sie auch gerichtet sind. E. war damals aufgrund der antijüdischen Umtriebe mehrmals arbeitslos, und wie andere Familien jüdischer Herkunft standen E., seine Frau und die beiden Kinder vor der drängenden Frage, ob sie Polen den Rücken kehren sollten.

¹ Getto walczy. Udział Bundu w obronie getta warszawskiego [Das Getto kämpft. Die Beteiligung des Bund an der Verteidigung des Warschauer Gettos], Warszawa 1945; auf Deutsch zuletzt: Das Ghetto kämpft, Berlin 1993.

Herausgegeben hat die Aufzeichnungen eine der wenigen Spezialistinnen für die Geschichte des Bund im gegenwärtigen Polen, Martyna Rusiniak-Karwat. Sie steuert auch mehrere die Aufzeichnungen begleitende Beiträge bei: über die Tätigkeit der „Tsu-kunft“ im Warschauer Getto, über das Untergrundarchiv des Bund und sein Verbleib in den Nachkriegsjahren sowie einen biografischen Abriss über den Autor der Aufzeichnungen.

E.s Erinnerungen enthalten Informationen über die Bedingungen, unter denen die Untergrundpresse des Bund bis 1942 entstanden ist – nicht zuletzt dank E.s Einsatz, der für die technische und organisatorische Arbeit zuständig wurde. Überdies berichtet E., wie es dem Bund im Untergrund gelang, nach der Verschärfung des deutschen Terrors seit dem 18. April 1942 zu überdauern. Eine weitere Erinnerung handelt über den Versuch E.s, im Lokal „Zur Hütte“ (im deutschen Wohnviertel) zu einer vermeintlichen deutschen Widerstandszelle Kontakt aufzunehmen, die im Untergrund Flugblätter gegen Hitler publizierte; doch wie E. im Nachhinein erfuhr, beruhte die Gruppe auf einem verdeckten britischen Unternehmen, die Moral der Deutschen im besetzten Polen zu untergraben.

Teilweise sind die deutschen Texteingangspunkte fehlerhaft geschrieben (S. 56, 66), hier hätte die Bearb. berichtend eingreifen sollen. Im Anhang finden sich zahlreiche Biogramme von Personen, die E. in seinen Aufzeichnungen erwähnt hat. Bei Dr. Kurt Schrepf (1903-1964), der zwischen Oktober 1939 und Februar 1941 als Leiter des Gesundheitsamts der deutschen Stadtverwaltung in Warschau eingesetzt wurde, ließe sich noch ergänzen, dass er Mitglied der NSDAP und von 1928 an Amtsarzt im Landkreis Herford, von 1939 an Kreiskommunalarzt im Kreis Lübbecke war. Danach war er im Kreis Birkenfeld und 1947, nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft, in eigener Praxis in Lübbecke tätig, ehe er von 1954 bis 1964 als Kreisarzt in Halle (Westf.) amtierte. In Bezug auf den Juristen Heinz Auerswald (1908-1970), der von Mai 1941 bis November 1942 „Kommissar für den jüdischen Wohnbezirk in Warschau“ war, ist zu berichtigen, dass er danach Kreishauptmann von Ostrów Mazowiecka (nicht Ostrów Wielkopolski) wurde², und zu ergänzen, dass er – während der Bonner Republik unbehelligt – eine Anwaltskanzlei an der Düsseldorfer Königsallee betreiben konnte. Bei dem Tsukunft-Aktivist Izrael (Ignacy) Falk (1904-1996), der den Getto-Aufstand und verschiedene Lager überlebte, wäre angebracht zu erwähnen, dass er 1945 in der Fabrik von Oskar Schindler in Brünnlitz befreit wurde.

Bebildert ist der Band mit Faksimiles von Seiten aus den Notizheften und aus der Bund-Untergrundpresse sowie mit Fotos aus privaten Familienalben, die Momente aus dem Leben von Marek und Alina E. festhalten. Das gemeinsame Familienleben endete bald darauf, als die Kinderärztin Alina sich von ihrem Ehemann trennte und im Sommer 1971 mit den (beinahe) erwachsenen Kindern nach Paris ausreiste. E.s Sohn Aleksander, heute ein bekannter Biologe, erinnert sich in seinem Vorwort daran, dass dies sehr schwierige Jahre waren – und dass die Probleme mit der Emigration nicht aufhörten, da die Neuankömmlinge in Frankreich mit äußerst heiklen Lebensbedingungen konfrontiert waren.

Nur schade, dass E. seine Erinnerungsarbeit nicht zu Ende geführt hat – und zwar, wie Aleksander E. vermutet, weil sein Vater eine neue Stelle fand und ihm dann die Zeit zum Weiterschreiben fehlte (S. 11). Die Aufzeichnungen brechen ab mit einer Erinnerung an den Umschlagplatz beim Warschauer Getto, von wo aus die Getto-Insassen seit Ende Juli 1942 ins Vernichtungslager Treblinka transportiert wurden. E. gelang es mit Hilfe von Parteigenossen, der Deportation in den Tod zu entkommen. Schließlich sollte E. die meisten seiner Mitstreiter und Jugendfreunde überleben und im letzten Jahrzehnt der Volksrepublik Polen als moralische Autorität Anerkennung finden. In einer abermals bewegten Phase der

² Siehe MARKUS ROTH: Herrenmenschen. Die deutschen Kreishauptleute im besetzten Polen – Karrierewege, Herrschaftspraxis und Nachgeschichte, Göttingen 2009, S. 410 f., 442, 457 f.

polnischen Geschichte konnte er dazu beitragen, insbesondere der jüngeren Generation Orientierung zu geben.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Auf beiden Seiten der Barrikade. Fotografien und Kriegsberichterstattung im Warschauer Aufstand 1944. / Po obu stronach barykady. / On Both Sides of the Barricade. Hrsg. von Peter Haslinger, Sabine Bamberger-Stemann und Tatjana Tönsmeier. Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung – Landeszentrale für politische Bildung. Marburg – Hamburg 2018. 264 S., Ill. 978-3-87969-420-4, 978-3-946246-08-4. (€ 46,-.)

Anlässlich des 70. Jahrestags des Warschauer Aufstands von 1944 wurde 2014 eine Ausstellung zur medialen Verwertung des Aufstands in Hamburg, Marburg und weiteren Städten gezeigt. Den Kuratoren war es dabei ein Anliegen, „[n]icht die historische Erklärung, nicht die militärische Analyse oder gar eine politische Bewertung der Erhebung“ in den Fokus zu stellen, sondern „die Erzählung über den Aufstand in der offiziellen Kriegsberichterstattung auf beiden Seiten“ zu beleuchten (S. 139). So zeigt die Ausstellung umfangreiches Bildmaterial der polnischen Aufstandspresse und Fotografen der Heimatarmee und der deutschen Presse sowie von Fotografen der Propagandakompanien der SS und der Wehrmacht. Ergänzt werden die Fotografien um Presseerzeugnisse, aber auch um Plakate und Flugblätter, die die Praxis der bildgestützten Kriegsberichterstattung zeigen, sowie auch um Dokumente, die einen tieferen Einblick in die Bildproduktion oder in die Zuständigkeiten innerhalb der jeweiligen Propagandaabteilungen gewähren. Der zweite Teil des dazu gehörigen und hier vorgestellten Ausstellungskatalogs dokumentiert die Konzeption und Umsetzung der Ausstellung.

Der erste Teil des Bandes ist der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Ausstellungsthema gewidmet. Rund ein Dutzend renommierte Historiker/innen und Medienwissenschaftler/innen behandeln hier ein breites thematisches Spektrum. Die Texte, die jeweils in deutscher, polnischer und englischer Version vorliegen, wechseln zwischen teils überblicksartigen, teils vertiefenden Darstellungen historischer Hintergründe (zur deutschen Besatzung in Polen oder zur polnischen Untergrundpresse im Aufstand) und theoretisch angelegten Texten zu medien- bzw. bildwissenschaftlichen Aspekten (z. B. „Kriegsberichterstattung und Fotografie – einige grundlegende Beobachtungen“). Hier öffnet sich ein interdisziplinärer Zugang zur Ausstellungskonzeption, von dem Historiker/innen wie Medienwissenschaftler/innen gleichermaßen profitieren können.

So bieten z. B. die Beiträge von Włodzimierz Borodziej und Adam Krzemiński Einblicke in den Umgang mit dem Warschauer Aufstand nach dessen Niederschlagung sowie in die vielschichtige Erinnerungskultur. Borodziej bewertet den Aufstand als „Erinnerungsort par excellence, zugleich sakralisiert und umstritten“ (S. 25), und stellt die unterschiedlichen Formen des „Nachlebens des Warschauer Aufstands“ vor. Die Erinnerung an den Aufstand oszillierte dabei zwischen Kitsch (Jan Komasa's Film „Miasto '44“ von 2014), Lügen (Kollaborationsvorwürfe des kommunistischen Regimes), Kunst (Andrzej Wajdas Film „Der Kanal“ von 1957), Versöhnung (die Rede Roman Herzogs am 1. August 1994 in Warschau) sowie moderner Geschichtspolitik (Museum des Warschauer Aufstands). Er kommt zu dem Schluss, dass die Erinnerung an den Aufstand von jeder Generation neu interpretiert werde und daher der heutige – durchaus kritisch zu betrachtende – Umgang mit dem Aufstand nicht endgültig sei. Krzemiński verweist in einem Überblick über die polnische Erinnerungskultur auf die Abwesenheit des Aufstands im europäischen Geschichtsbewusstsein und verdeutlicht damit die Asymmetrie zwischen Polen und Deutschland im Umgang mit dem Erbe der Aufständischen. Während Polen diesen Erinnerungsort trotz aller politischen Auseinandersetzungen der vergangenen Jahrzehnte sorgfältig pflegt, erscheint er in Deutschland trotz einer gewissen medialen Präsenz marginalisiert. Die Auftritte deutscher Politiker bei Gedenkfeiern nach 1989 vermochten diese

Lücke zwar teilweise zu schließen, doch – wie eine Konferenz zur Wahrnehmung des Aufstands in Deutschland und Polen ergab¹ – erscheint die Erinnerung an den Aufstand in Deutschland nach wie vor marginal, was Krzemiński allerdings nicht erwähnt.

Thorsten Logge geht in seinem Beitrag zu den Fotografien aus dem Warschauer Aufstand auf den kritischen Umgang mit diesem besonderen Quellenmaterial ein. Problematisch erscheint ihm dabei die unmittelbare Realitätsnähe der Fotografie, die „einen unkritischen Blick auf die dargestellten Inhalte“ befördere. Hierin liege auch die Wirkmächtigkeit dieses Mediums, denn es zeige „vermeintlich und unmittelbar das, was passiert ist“ (S. 76). Daher seien auch stets der Bezugsrahmen sowie der Entstehungszusammenhang der Fotografie und ihrer Publikation mit zu berücksichtigen, gebe es doch keine objektive Wahrheit über den Aufstand: „Es gibt aber zahlreiche parallel existierende Erzählungen zum Warschauer Aufstand, die für Einzelne, Gruppen oder Nationen identitätsstiftende oder identitäre Bedeutungen haben und die – insbesondere zu Jahrestagen und in politischen Kontexten – immer wieder neu verhandelt werden“ (S. 77).

Somit erscheint die Fotografie im Zusammenhang mit dem Aufstand als eine zwar wertvolle sowie reiche historische Quelle für die Erzählung bestimmter Aspekte, doch ist sie nicht minder komplex in ihrer Entstehung und ihrem Bezugsrahmen und muss daher stets kritisch hinterfragt werden. So vermag der Katalog nicht nur ein breites thematisches Spektrum zur Vertiefung des innovativen Ausstellungsthemas zu eröffnen, sondern auch auf die Chancen und Risiken der Fotografie als historischer Quelle zu verweisen und zu weiteren Überlegungen und Forschungen anzuregen. Hier wäre z. B. an Alltagsperspektiven privater Fotografien zu denken, da diese im Rahmen der Erinnerung an den Aufstand tendenziell in den Hintergrund geraten. Es wäre wünschenswert, wenn diese Ausstellung an weiteren Orten gezeigt würde, vermittelt sie doch nicht nur interessante und zum Teil unbekannte Einblicke in den Aufstand, sondern setzt sich auch mit einem Medium auseinander, das insbesondere in der heutigen Zeit angesichts einer medialen Bilderflut vielerlei Manipulationen und einer sich wandelnden Wahrnehmung unterworfen ist.

Konstanz

Agata Nörenberg

¹ AGATA NÖRENBERG: Der Warschauer Aufstand 1944. Forschung und öffentliche Wahrnehmung in Polen und Deutschland [Tagungsbericht], in: H-Soz-Kult, 27.07.2017, URL: www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7266 (01.07.2019).

Teresa Willenborg: Fremd in der Heimat. Deutsche im Nachkriegspolen, 1945-1958. Tredition GmbH. Hamburg 2019. 252 S. ISBN 978-3-7482-5390-7. (€ 29,80.)

Although Teresa Willenborg's dissertation might be overlooked by experts in the field due to its appearance with a minor, non-academic publisher, its analysis of the German minority in postwar Lower Silesia merits attention at the very least for its distinctive source base. In addition to her research in the German Red Cross archives, Polish archives ranging from Warsaw's Archive of New Acts (AAN) and Institute of National Memory (IPN) to smaller archives such as the Wałbrzych branch in the village of Boguszów, and Heimat periodicals (notably the *Waldenburger Heimatbote*), W. also created a personal archive based upon collections and interviews from former members of Poland's German minority, Polish communist party officials, and even the son of former head-of-state Władysław Gomułka. She both cites and builds upon a long list of scholars who have assessed the sweeping population shifts in Lower Silesia, including Beata Halicka, Andreas Hofmann, John Kulczycki, Beata Ociepka, Grzegorz Strauchold, and Gregor Thum, though Mateusz Hartwich's research on the postwar remaking of the Lower Silesian Riesengebirge region could have further enhanced the work. Given the crowded nature of the field and plethora of scholars specifically devoted to the German minority, W. faces a challenge from the outset in offering her fellow experts something new.

As one of the regions of postwar Europe that underwent the most demographic upheaval, Lower Silesia certainly merits such scholarly attention. Few indigenous inhabitants remained after 1945, most of them specialists retained to operate infrastructure, industries, and mining operations. W.'s story of this German-speaking minority, persecuted by the homogenizing communist/nationalist state, evinces three major trends. Firstly, in keeping with her title, the author explores the "foreignness in the Heimat:" as the intimate spaces around them were Polonized for the new national host culture and made socialist through industrialization and a new monumental topography, the German minority felt alienated from their homeland and ultimately desired to emigrate (pp. 12, 206). Secondly, W. emphasizes the sheer heterogeneity of the Polish settler population, which heralded from every region of interwar Poland, many with wartime experiences in Germany. Finally, she explores the extent to which, after 1948, the German minority was drawn to socialist rhetoric or identified with the new Polish socialist state (in both cases, they responded with resounding aversion).

After a first, introductory chapter, the author proceeds through six often overlapping chapters, the first two of which retread a context familiar to experts, namely the population politics that saw Lower Silesia become a Polish province. Chapter 4 details "the 'formation' of a new society in Lower Silesia" at the grassroots level (p. 96). After touching on the culture of "plunder" (*szaber*) that dominated postwar social interaction (in which Germans found themselves at the bottom of the hierarchy), W. explores how Poles who had spent the war in France, Westphalia, the Polish-Ukrainian borderlands, or Polish heartland came to Lower Silesia with radically differing perceptions of the remaining indigenous population; those who had been in the West were, not surprisingly, more well-disposed to treat German-speakers humanely than Poles who had experienced Nazi brutality in Poland and further East. The Polish state's policy of "forced assimilation" sought to homogenize Polish settlers and erase remnants of German culture (p. 112). For Germans, "creeping alienation" from the Heimat proceeded alongside the destruction of German inscriptions, books, monuments, and other traces by the state and settlers (p. 117).

Chapter 5 gives an overview of the creation of socialism in Poland writ-large, with emphasis on the retention of Germans as cheap and skilled labor. Here, case studies show the expropriation process in detail, as German owners were replaced by Poles in the name of socialism and for national purposes (pp. 142-143). Given that remaining Germans lost out for national as well as class reasons, it is hardly surprising that, as the sixth chapter details, national pedagogy, culture, and citizenship failed to attract Germans to social participation in Stalinist Poland from 1948 to 1956. Given previous and ongoing state-imposed pressures on German schools and culture, as well as sustained anti-Polish sentiments from the Nazi era, Germans refused to join the Polish national community.

The final chapter sketches the initial emigration of Germans to East and especially West Germany from 1948 to 1959. Nearly 300,000 people left the new Polish state—in varying proportions depending on region—as families reunited, imprisoned German soldiers returned, and German-speakers in general were moved out. W. argues that the far larger out-migration after 1970 was primarily "economic" in motivation (p. 201), and one wonders if this means she would claim that the foreignness of Heimat proved a greater factor before 1959, a claim that would be hard to prove. In any event, movements after 1970 might have been touched upon in an afterword, especially statistically, to illustrate how the German minority further evolved.

Treading a field well-worn by other experts, W. is hardly alone in her finding that the *Entfremdung* Germans felt from their *Heimat* prompted them to freely emigrate from Poland, nor is this outcome surprising. Nevertheless, her source base offers materials that would be inaccessible to other scholars about how the state and settler populations interacted with the dwindling German minority in a once-German province. Had the author published with a skilled editorial team, her book could have become a key case study. Unfortunately, the book's data is often buried under typographical errors, structural

difficulties, and repetitive contextual details known to most specialists. Notwithstanding these caveats, experts on postwar German-Polish relations and postwar Poland's western borderlands should not neglect this study simply because of its unfamiliar imprimatur.

Washington, DC

Andrew Demshuk

Arnošt Štanzel: Wasserträume und Wasserräume im Staatssozialismus. Ein umwelthistorischer Vergleich anhand der tschechoslowakischen und rumänischen Wasserwirtschaft 1948-1989. (Schnittstellen. Studien zum östlichen und südöstlichen Europa, Bd. 8.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2017. 378 S., graph. Darst. ISBN 978-3-525-30184-5. (€ 59,99.)

Wasser und seine technologische Infrastruktur sind seit Langem ein ertragreiches Thema der Umweltgeschichte. Bis weit in die 1990er Jahre dominierte in der öffentlichen Wahrnehmung westlicher Gesellschaften wie auch in der wissenschaftlichen Literatur die Vorstellung, wonach sozialistische Regime in Mittel- und Osteuropa den Wasserschutz konsequent ignorierten. Verdreckte Flussläufe, versalzende Seen und tote Fische standen sinnbildlich für den Ökozid, der staatssozialistischen Regimen gleichsam inhärent erschien.

Arnošt Štanzel hat sich das Ziel gesetzt, solche Pauschalurteile über den „Ostblock als umweltpolitisches Katastrophengebiet“ (S. 21) einer kritischen Würdigung zu unterziehen. Seine Monografie geht aus einer an der LMU München angenommenen Dissertation hervor. Anhand von wasserbezogenen infrastrukturellen Großprojekten – Stauseen in Verbindung mit Wasserkraftwerken, dem Ausbau des Donaudeltas und der Beseitigung von Industrieabwässern – geht Š. der Frage nach, wie das Verhältnis von Eliten und Natur in der Tschechoslowakei und Rumänien unter den Bedingungen des Staatssozialismus beschaffen war. Er fragt, wie sich die Umsetzung sozialistischer „Wasserträume“ auf die Natur auswirkte, aber auch, wie die Natur als Aktant Planung und Politik der Eliten beeinflusste. Der Vf. stellt die provokante These auf, dass sich das Mensch-Natur-Verhältnis in sozialistischen Ländern nicht signifikant von dem in anderen, von Modernisierung geprägten Industrieländern unterschieden habe.

Im Rahmen des aus der vergleichenden Politikwissenschaft stammenden *Most Similar Systems Design* wählte der Vf. seine Fallbeispiele aufgrund ihrer Lage in ähnlichen Naturräumen und eines ähnlich geringen Industrialisierungsgrades. Die eigentliche Analyse beruht indes auf dem Raumverständnis Henri Lefebvres. Š. knüpft damit an aktuelle Diskussionen um den *spatial turn* in den Osteuropawissenschaften an. Der physische Raum einer Landschaft steht demnach in Wechselbeziehung mit dem mentalen Raum, der durch wissenschaftliche sowie politische Planungs- und Gestaltungshandlungen konstruiert wird. Der soziale Raum wird mittels der medialen Darstellung von Landschaft in Zeitschriften und Bildern eingebunden.

Š. vergleicht zunächst den Bau des Orava-Staudamms in der Slowakei mit dem der Wasserkraftwerke in Bicaz und am Lacul Vidraru in den rumänischen Karpaten. Beide Projekte entstanden im Zuge staatlicher Modernisierungsoffensiven der 1950er Jahre. Hier wie dort gelang es jedoch nicht, eine nachhaltige Industrialisierung der umliegenden Region in Gang zu setzen. Während zentralstaatliche Planer in der Slowakei in den 1970er Jahren zu einer vorsichtigen touristischen Erschließung des Staudamms übergingen und den Schutz der Umwelt propagierten, spielten solche Argumente in Rumänien praktisch keine Rolle. Dort standen angesichts der materiellen Not weiter Bevölkerungsteile die Elektrifizierung und Feldbewässerung im Zentrum staatlicher Intervention. Die wasserreichen Karpaten dienten lediglich als Ressourcenlieferanten für die angrenzende Region.

Auch die Donau stand in beiden Ländern im Fokus wasserwirtschaftlicher Projekte. Die Staustufe Gabčíkovo in der Slowakei ging wegen vielfältiger Hemmnisse erst in den 1990er Jahren in Betrieb. Neben hohen Kosten nennt der Vf. den Einfluss von Experten, die den Planungsbehörden keine eindeutigen Nutzungsoptionen für die Donau anboten. Im

benachbarten Ungarn stemmte man sich aus Sorge um die Auenwälder gegen das Projekt. Einen nennenswerten zivilgesellschaftlichen Protest gab es gegen Gabčíkovo in der Slowakei hingegen nicht.

Das rumänische Donaudelta war schon im 19. Jh. Gegenstand staatlicher Planungen; der Ausbau des Donau-Schwarzmeer-Kanals erfolgte in den 1950er Jahren auf Druck der Sowjetunion. Das Donaudelta blieb bis in die Ceaușescu-Ära eine Ressourcenquelle, die es auszubeuten galt. Eine Neubewertung des Deltas als touristischer Freizeitraum fand nicht statt, und auch die Idee der Nachhaltigkeit beeinflusste die Raumbilder der rumänischen KP kaum.

So unterschiedlich die Wassernutzungspläne in Rumänien und der Tschechoslowakei auch waren, so sehr glichen sich beide Länder in ihrem Versagen, die Aufbereitung industriell verschmutzter Abwässer in den Griff zu bekommen. Zwar gab es in der Tschechoslowakei weit reichende Wasserschutzgesetze, aber an deren Durchsetzung war die industriefreundliche politische Leitungsebene nicht sonderlich interessiert. Man verließ sich vielmehr auf das Potenzial der Flüsse, sich selbst zu reinigen. In Rumänien wurden Bau und Betrieb von Kläranlagen lange als nachrangiges Problem angesehen und gesetzlich kaum geregelt. In beiden Ländern fehlte das technische Know-how für den Bau von Kläranlagen, und das Bewusstsein der Bevölkerung für die Problematik blieb nur gering ausgeprägt. Die herrschenden Eliten stellten in beiden Ländern das Wirtschaftswachstum bis zuletzt über Umweltschutz- und Nachhaltigkeitsziele, mit den eingangs beschriebenen negativen Folgen für die heimischen Gewässer.

Der Vf. kommt abschließend auf die Ausgangsfragestellung zurück, indem er seine Fallbeispiele mit verschiedenen Wasserbau-Großprojekten in Europa, Asien und den USA vergleicht. Š. resümiert, dass stets die gleichen Konzepte und Rhetoriken – wie etwa das Bild vom Kampf gegen die Natur – nachweisbar seien. Er nimmt dies als Beleg dafür, dass es in Hinblick auf Wasserinfrastrukturen keine nennenswerten Unterschiede zwischen kapitalistischen und sozialistischen Systemen gab. Die Grenze verlaufe vielmehr zwischen Befürwortern und Gegnern wasserinfrastruktureller Großprojekte. Der Widerstand sei aufgrund der schwachen Zivilgesellschaften in Mittel- und Osteuropa geringer gewesen als in manchen westlichen Staaten. Der Vf. verwirft daher die Chiffre des Ökozids als unpassend – dieser sei nicht Ursache, sondern Folge der allgemeinen Reformunfähigkeit im Staatssozialismus gewesen.

Die Darstellung des Autors beeindruckt dort, wo er Konzepte und Handlungsstrategien staatlicher Akteure mit umfangreichem Quellenmaterial belegt und nachvollziehbar macht. Die Analyse des sozialen Raumes im Sinne Lefebvres bleibt hingegen etwas blass, was wohl der Quellenauswahl geschuldet ist. So vermag die These, die lokale Bevölkerung habe eher passiv und allenfalls mit Wegzug auf die Infrastrukturprojekte reagiert, nicht vollständig überzeugen. Künftige Forschung kann an die Ergebnisse dieser Studie indes gut anknüpfen, um die Interaktion mittel- und osteuropäischer Gesellschaften mit Wasserinfrastrukturen stärker in den Blick zu nehmen.

Marburg – Wien

Silke Fengler

Libor Židek: From Central Planning to the Market. The Transformation of the Czech Economy, 1989-2004. Central European University Press. Budapest – New York 2017. XXXII, 482 S., Tab. ISBN 978-963-386-000-7. (€ 67,-)

In *From Central Planning to the Market* setzt sich der Wirtschaftswissenschaftler Libor Židek von der Masaryk-Universität in Brünn (Brno) mit „allen Aspekten“ (S. XIX) der tschechischen Wirtschafts- und Finanzreformen von 1989 bis zum EU-Beitritt 2004 auseinander. Der Vf. unterstützt seine über 500 Seiten umfassenden Ausführungen mit 148 Tabellen, 102 Grafiken sowie 60 Einschüben mit Erklärungen. Im Folgenden wird ein Überblick angeboten, und es werden einige Punkte der wichtigsten Kapitel zusammengefasst. Anschließend wird auf formelle wie inhaltliche Schwächen eingegangen.

Ž. beginnt das Buch mit einem Überblick über die planwirtschaftlichen Schwierigkeiten der Tschechoslowakei in den 1980er Jahren. Das zweite Kapitel widmet er der politischen Entwicklung bis 2004. Den ehemaligen Finanz- und Premierminister Václav Klaus porträtiert er als weisen Staatsmann, der einzelne Ziele nur wegen verängstigter Wähler, eigensinniger Parteimitglieder und schwacher Koalitionspartner verfehlt habe. Ein Jahr nach einer Finanz- und Wirtschaftskrise kamen daher bei vorgezogenen Neuwahlen 1998 die Sozialdemokraten an die Macht.

Im dritten Kapitel „Der Transformationsprozess im Allgemeinen“ umreißt Ž. auf nur sieben Seiten die frühen Reformbemühungen und den politischen Richtungsstreit über Prioritäten und Geschwindigkeit. Darauf folgt das wohl wichtigste, überdurchschnittlich lange Kapitel „Reformmaßnahmen und Wirtschaftspolitik“ (S. 67-133). Problematisch sei der bis 1995 festgelegte Wechselkurs gewesen, der eingeführt worden war, um die Inflation zu bremsen (was in Tschechien im Gegensatz zu Polen und Ungarn allerdings gelang). Trotz großer Sorgen, wie sich dies auf die gleichzeitig erfolgte Öffnung des Marktes auswirken würde, wurden mit dem 1. Januar 1991 85 Prozent der Preise freigegeben. Die Gehälter wurden bis 1995 immer wieder reguliert, was Ž. als unverhältnismäßig bemängelt.

Die Privatisierung begann 1991 im Sektor der Dienstleistungen und Kleinunternehmer. Ab 1992 wurden die großen staatseigenen Betriebe und Industrien schrittweise aufgelöst, u. a. mit der spezifisch tschechischen Variante der „Voucher“ (Coupons). Details hierzu spart sich Ž. für Kap. 7 auf. Schon vor der Rezession von 1997/98 schwand der Reformenthusiasmus und brachte, so der Vf., die Sozialdemokraten unter Miloš Zeman mit dem Versprechen, das Sparprogramm der Übergangsregierung zu beenden, an die Macht. Zeman setzte trotzdem Reformen der Klaus-Regierung fort, privatisierte zehn Jahre nach der Wende die letzten Banken, beschnitt die Unabhängigkeit der Zentralbank und regierte bis 2002 mit wachsendem Haushaltsdefizit.

Im Kapitel „Grundlegende Wirtschaftsindikatoren“ diskutiert Ž. die Entwicklung von Arbeitslosigkeit und Inflation. Anders als in den Nachbarländern habe man die Transformationsrezession bis 1992 gut überstanden und „nur“ 15 Prozent des Bruttoinlandsprodukts eingebüßt (S. 137). Die realen Gehälter sanken jedoch um über ein Viertel. Privatkonsum entwickelte sich nur zögerlich, Importe gingen meistens ins produzierende Gewerbe. Zudem lag 2003 die Arbeitslosenquote bei fast 10 Prozent.

Interessant wird es in Kap. 7 „Veränderungen der Besitzverhältnisse und Privatisierung“, wo Ž. u. a. die Arbeit des Staatlichen Eigentumsfonds (FNM), des tschechischen Pendantes zur Treuhand, und die zuvor mehrfach erwähnte „kleine“ wie „große“ Privatisierung erläutert. Der Vf. hält staatliche Institutionen wie den FNM für denkbar schlechte Unternehmer: Häufig seien Staatsbetriebe vor dem Verkauf heruntergewirtschaftet, schlecht oder gar nicht umstrukturiert und manchmal unnötig solvent gehalten worden. Endlich werden Erfolge und Nachteile des Voucher-Systems erklärt. Fälle von Vorteilsnahme durch das bestehende Management seien zwangsläufig vorgekommen, ohne sich aber gravierend auszuwirken. Die Privatisierung sei sicherlich nicht „problemfrei“ gewesen, aber eben nirgendwo „ohne Skandale“ (S. 246) abgelaufen. Ein schwacher institutioneller Rahmen habe kriminelle Aktivitäten ermöglicht.

Die zweite Privatisierungsphase endete 1995, das entsprechende Ministerium wurde 1996 aufgelöst. Die Sozialdemokraten hätten sich dann aber „überraschenderweise“ (S. 248) nach 1998 erneut bemüht, die verbliebenen Staatsunternehmen abzustoßen (z. B. Transgas, Škoda, Tatra Kopřivnice). Durchweg sei es eine der größten Herausforderungen gewesen, ausländische Investoren mit dem notwendigen Kapital und Knowhow für tschechische Unternehmen zu interessieren.

Nach jeweils einem Kapitel zu Banken und zu Unternehmen wendet sich Ž. der „Entwicklung von Institutionen“ zu. In diesem Kapitel argumentiert er, dass Kritiker voreilig und fälschlich urteilten, wenn sie die Geschwindigkeit und Form kritisierten, mit denen Institutionen und rechtliche Grundlagen der Marktwirtschaft in der Tschechischen Republik geschaffen worden seien. Probleme wie Korruption, Vorteilsnahme und Veruntreuung

(tunneling) seien auf „den bedauerlichen Zustand informeller Institutionen (Moral)“ zurückzuführen (S. 330). Es folgt jeweils ein Kapitel zu den Vergleichsstudien Ungarn und Polen, bevor Ž. auf zwölf Seiten ein knappes Resümee präsentiert.

Irritieren mag die in Teilen Osteuropas noch übliche Bezeichnung der staatssozialistischen Wirtschaft als „backward“ und des Regimes als „totalitarian.“ Ž.s Annahme einer strikten Trennung von Ost und West erstaunt ebenfalls. Alle drei hier diskutierten Länder verfügten über finanzielle und wirtschaftliche Westkontakte schon vor 1989. Viele Wissenschaftler und spätere Reformer, u. a. auch Václav Klaus oder Leszek Balcerowicz, hatten sich schon vor 1989 für Studium, Forschung und Konferenzen im Westen aufgehalten.¹ Es überrascht, dass die gestiegene soziale Ungleichheit oder der Unterschied zwischen Stadt (primär Prag) und Land nicht erwähnt wird.² Die Debatte um Restitution von Eigentum wird vom Vf. nur angeschnitten (S. 72). Dabei war die Entscheidung, nur nach 1948 erfolgte Enteignungen zu entschädigen, womit jüdischer oder deutscher Besitz ausgeschlossen wurde, durchaus kontrovers.

Ž. bedauert mehrfach, dass die osteuropäischen Märkte 1989 wegbrachen, nimmt diesen Umstand jedoch als gegeben hin und führt nicht aus, ob es Alternativen oder Kritik gegeben habe. Die Assoziierung und die Beitrittsverhandlungen mit der EU tauchen nur am Rande auf. Inwieweit die recht knappen Kapitel zu Ungarn und Polen zum Erkenntnisgewinn beitragen, ist fraglich. Bedauerlich ist, dass Ž. den einstigen Förderationspartner Slowakei nach 1993 komplett außer Acht lässt.

Es fehlt ein Literaturüberblick oder eine Klärung des aktuellen Forschungsstands über die Transformation(en) Osteuropas; „shock therapy“ und „Neoliberalismus“ werden erwähnt, aber nicht erklärt. Václav Klaus kommt am häufigsten zu Wort, seine Sicht gibt den Ton an. Generell werden Autoren oder Quellen nicht vorgestellt: Leser sollten bspw. hinter Havel nicht Václav vermuten, sondern Jiří, den Wirtschaftswissenschaftler und Berater von Klaus' Nachfolger Zeman. Wonach der Inhalt der Endnoten ausgesucht wurde, bleibt unklar. Einige der Erklärungskästen sind überlang oder überschneiden sich mit dem Fließtext.

Die Central European University Press bemüht sich, Wissenschaftler/inne/n aus der Region im internationalen Diskurs über ihre Heimatländer Raum zu verschaffen. Daher verwundert es, dass das Buch redaktionell nicht besser betreut wurde. Sprachliche wie inhaltliche Schnitzer hätten vermieden werden können. Die Übersetzung zeigt deutliche Schwächen (üblich ist z. B. „communist rule“ anstelle von „reign“; oft fehlen der bestimmte oder unbestimmte Artikel, andernorts sind sie überflüssig). So ist das Buch letztlich zu lang, stellenweise redundant und unklar strukturiert.

Lobenswert bleiben die Zeit und Mühe, die Ž. investiert hat, sowie die zahlreichen Statistiken. Interessierte sollten auf jeden Fall das vierte und siebte Kapitel studieren. Etwas Geduld vorausgesetzt, bietet das gesamte Buch denjenigen, die sich generell mit dem Thema beschäftigen, aufschlussreiche Informationen.

Baltimore

Victoria Harms

¹ Siehe JOHANNA BOCKMAN: *Markets in the Name of Socialism. The Left-Wing Origins of Neoliberalism*. Stanford 2011.

² Siehe bspw. den „Better Life Index“ der OECD: <http://www.oecdbetterlifeindex.org/de/countries/czech-republic-de/> (30.04.2019), oder auch PHILLIP THER: *Die neue Ordnung auf dem alten Kontinent. Eine Geschichte des neoliberalen Europa*, Frankfurt am Main 2014.

Michael Hecker, Ulrich Meyn, Karl-Heinz Spieß: Die Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Zeiten des Umbruchs. Zeitzeugen erinnern sich. Sardellus Verlagsgesellschaft. Greifswald 2018. 206 S., Ill. ISBN 978-3-9813402-8-0. (€ 19,90.)

Die gesamtgesellschaftlichen Umbrüche im Osten Deutschlands stellten vor drei Dekaden auch die Akteure an den Hochschulen und Universitäten vor enorme Herausforderungen. Hier kommen drei Zeitzeugen aus ganz unterschiedlichen Perspektiven zu Wort: Im Zentrum steht der Mikrobiologe Michael Hecker, der als Pfarrerssohn 1965 sein Biologiestudium in Greifswald aufnahm, anschließend promovierte, sodann habilitierte und schließlich 1986 als Professor seine gesamte akademische Karriere an der *alma mater gryphiswaldensis* absolvierte. In den Zeiten des Umbruchs übernahm er als Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät die Verantwortung, um in einem notwendigen Erneuerungsprozess die Weichenstellung zu einer international und an Forschungsexzellenz orientierten Fakultät und Universität überaus engagiert zu befördern. Der Historiker Karl-Heinz Spieß, zuvor in Mainz lehrend, der 1994 auf eine der Gründungsprofessuren in der Philosophischen Fakultät berufen wurde, ergänzt die Edition um seinen Erinnerungsbericht über die Erneuerung des Historischen Instituts im Allgemeinen sowie die der Philosophischen Fakultät im Besonderen, die bekanntlich von den Umbrüchen ganz besonders betroffen war. Und schließlich vervollständigt der Jurist Karl-Ulrich Meyn die Edition, der seinerzeit von der Universität der Greifswalder Partnerstadt Osnabrück aus die Wiedereinrichtung der Staats- und Rechtswissenschaftlichen Fakultät koordinierte, die nach dem Zweiten Weltkrieg geschlossen worden war.

Der besondere Reiz der Dokumentation ergibt sich aus den in vielfacher Hinsicht unterschiedlichen Zeitzeugenberichten: des „Alteingesessenen“ H., des aus dem Westen hinzu-berufenen S. und des externen Beraters M.

Insgesamt war es für die sehr kleine Greifswalder Universität mit ihrer geografischen Randlage während der DDR-Ära charakteristisch, dass hier(her) wiederholt exzellente Wissenschaftler berufen wurden, die in den Zentren der DDR-Macht wie den Akademien oder den Universitäten der Bezirkshauptstädte nicht zu den parteipolitischen Nomenklaturkadern zählten. Dadurch avancierte sie zu einer Einrichtung, die von staatlicher Einflussnahme relativ wenig betroffen war, in der aber natürlich auch seit 1989 persönliche und fachliche Überprüfungen durch sog. Ehrenkommissionen einsetzten. Im Ergebnis waren die im Vergleich mit anderen ostdeutschen Universitäten relativ moderat durchgeführten Prüfverfahren von einem sehr hohen Anteil an ostdeutscher Selbsterneuerung geprägt. So wurde selbst in der Philosophischen Fakultät auf einen westdeutschen Gründungsdekan verzichtet. Des Weiteren war es überraschend, dass der erste Gründungsprofessor eines zuvor „abgewickelten“ Instituts dieser Fakultät nach bundesweit durchgeführtem Besetzungsverfahren 1993 ein erst 36-Jähriger mit Ost-Biografie wurde. Es gab insgesamt neben großer Zuversicht selbstverständlich auch Hoffnungslosigkeit, Ängste, Depressionen, selbst Suizide.

H.'s Biografie verdeutlicht, dass es sehr wohl zu allen Zeiten in der DDR Handlungsspielräume für „normalwissenschaftliche“ Arbeiten gegeben hat, die „größer waren als vermutet und nicht selten bei schwieriger Ausgangslage dennoch vernünftige, pragmatische Lösungen jenseits der vorgegebenen Doktrin gefunden werden konnten“ (S. 35): „Wir hatten es gelernt, uns im Rahmen dieser Grenzen zurechtzufinden, uns dabei auch Freiräume zu schaffen“ (S. 18). Wie H. es zu leisten vermochte, die Mikrobiologie aus ihrer vormaligen Isolation von der internationalen Gemeinschaft zu befreien und sie – finanziell durch Drittmittel gestärkt – ins vereinigte Deutschland zu führen, nötigt höchsten Respekt ab. Er steht für die ostdeutschen Gewinner der Einheit. Die im Band getroffenen Aussagen zu den Verlierern bleiben leider auffallend allgemein gehalten und entfernen sich durch wenige Beispiele aus der Wirtschaftsregion fast vollständig von der Universität (S. 64 ff.). Schließlich werden wichtige Aspekte gänzlich ausgeblendet, z. B. wurden ostdeutsche Wissenschaftler noch für Jahrzehnte finanziell geringer vergütet als ihre Kollegen aus den alten Bundesländern. Während Gründungsprofessoren die ersten vier Jahre ihrer

Aufbauarbeit doppelt als ruhegehaltsfähige Dienstzeit anerkannt wurden, blieb ostdeutschen Kollegen eine Gleichbehandlung verwehrt.

Die Edition liefert über ihren eigentlichen Schwerpunkt hinaus einen soliden Einblick in die Leistungsfähigkeit der Universität bis in die heutigen Tage. Diese verdienstvolle Publikation hat insgesamt das Interesse an weiteren Zeitzeugenberichten nachdrücklich geweckt.

Greifswald

Andreas Pehnke

Rethinking Open Society. *New Enemies and New Opportunities.* Hrsg. von Michael Ignatieff und Stefan Roch. Central European University Press. Budapest 2018. 310 S. 978-963-386-270-4. (€ 27,95.)

Auf den Kontext kommt es an. Dies gilt besonders für den vorliegenden Sammelband. Dessen Mithrsg. Michael Ignatieff ist Präsident der Central European University (CEU), an der 2017/18 die Vortragsreihe stattfand, auf deren Grundlage dieses Buch entstanden ist. Keine vier Monate nach deren Auftakt erhielten die Diskussionen eine neue Dringlichkeit: Im April 2017 entzog das ungarische Parlament der Universität die rechtliche Existenzgrundlage. Radikaler hätte ein Angriff auf deren „Open Society mission“, wie Mithrsg. Stefan Roch deklariert, nicht aussehen können.

Entsprechend den Prinzipien einer aus freien, rational denkenden Bürgern bestehenden offenen Gesellschaft ist der Band, zu dem 17 Autoren und 6 Autorinnen beigetragen haben, als zivilisierter Dialog zwischen Vertreter/inne/n unterschiedlicher politischer Überzeugungen gestaltet. Die fünfteilige Gliederung dient vage der Orientierung. In der Einleitung erläutert Ignatieff Entstehung und Entwicklung des Konzepts der offenen Gesellschaft von Karl Popper, Hannah Arendt und Isaiah Berlin bis zum Neoliberalismus. Er betont die Rolle liberaler Institutionen beim Schutz individueller Rechte und Freiheiten, und die Pflichten des Individuums gegenüber der Gesellschaft. Der Universitätspräsident – und ehemalige Vorsitzende der Liberalen Partei Kanadas – stellt den Autor/inn/en nicht nur die Aufgabe, die gegenwärtigen Feinde einer offenen Gesellschaft zu identifizieren, sondern auch die Frage, ob dieses Konzept noch Antworten auf heutige Herausforderungen zu bieten habe.

Inhaltlich wechseln sich Beiträge, die sich mit den „illiberalen“ Demokratien und den derzeitigen Erfolgen „populistischer“ Parteien und Politiker auseinandersetzen, mit eher geostrategischen Erläuterungen (z. B. von Robert D. Kaplan, Stephen M. Walt, Daniela Schwarzer) und klassischen Debatten über den Liberalismus und die offene Gesellschaft (z. B. von Tim Crane, Anne Applebaum) ab. Zu Letzteren gehört die Konversation zwischen Ignatieff und dem Amerikaner Mark Lilla, der nur bedingt an eine offene Gesellschaft glaubt. In ähnlicher Weise hält auch der britische Konservative Roger Scruton offene, auf Diversität angelegte Gesellschaften langfristig nicht für lebensfähig. Politische Gemeinschaft funktionieren nur aus einem „Wir-Gefühl“ heraus, das eben aus Zugehörigkeit zu Land, Sprache, Sitten und gegenseitigem Vertrauen erwachse.

Einer der eindringlichsten Beiträge stammt von dem Rechtsphilosophen János Kis, der insistiert, man müsse nicht die „offene Gesellschaft“, sondern unser Verständnis von „Demokratie“ überdenken. Den von Viktor Orbán geprägten Begriff der „illiberalen Demokratie“ zu übernehmen, sei irreführend, da er die demokratischen Defizite seiner Machtausübung verschleierte. Ähnlich argumentiert der ehemalige Richter am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte András Sajó in seiner scharfzüngigen Verteidigung des „Constitutionalism“ – einer auf liberalen Institutionen und Rechtsstaatsprinzipien beruhenden Staatsführung. Verfassungsänderungen sollten wie in Norwegen oder Dänemark mehr Kontrollen durchlaufen und so zum möglichen politischen Risiko für die jeweiligen Initiatoren werden und nicht der Konsolidierung ihrer Macht dienen. So würden Willkür, Eigennutz, die Tyrannei der Mehrheit und die inhärente Fähigkeit der Demokratien, sich selbst zu zerstören, unterbunden. Auch Pierre Rosanvallon fordert, Demokratie neu zu kon-

zeptualisieren, da deren Gradmesser, demokratische Wahlen, ihren Zweck kaum mehr erfüllten.

Jan-Werner Müller bemüht sich um eine Definition des inflationär verwendeten Begriffs „Populismus“. Nicht allein Eliten- und Systemkritik charakterisiere Populisten, sondern deren Behauptung, nur sie selbst repräsentierten das Volk. Wahlniederlagen, die Gegenteiliges belegten, erklärten sie daher generell mit Verschwörungstheorien. Debatten würden moralisiert und schnell persönlich. Dabei seien Populisten gar nicht an mehr politischer Beteiligung interessiert. Letztendlich aber beschwört M. altbekannte Lösungsstrategien: Probleme müssten ernst genommen, die Diskussion gesucht, auf technokratische Ausreden verzichtet und Alternativen gefunden werden.

Mit Korruption beschäftigen sich ausgiebig Alina Mungiu-Pippidi und partiell Ivan Krastev, der den Erfolg der Populisten u. a. damit erklärt, dass sie eine subtile Botschaft aussendeten: „Ja, wir sind wahrscheinlich korrupt, wir sind wahrscheinlich inkompetent, aber wir bleiben bei Euch bis zum Ende, wir gehen nirgendwohin. Wir sprechen keine Fremdsprachen und wir haben keine internationalen Netzwerke“ (S. 279). Die Auswirkungen der kontinuierlich wachsenden sozio-ökonomischen Ungleichheit und das Gefühl der Benachteiligung in einer globalisierten Welt analysieren überzeugend Dorothee Bohle und Béla Greskovits. Aufschlussreich sind zudem Thomas Christianos Erläuterungen zur Beziehung zwischen Wohlstand, dem schnellen Zugang zu verlässlichen, hochwertigen Informationen und den daraus resultierenden Vorteilen in Entscheidungsprozessen.

Zu wenig Berücksichtigung findet das Problem der Emigration *aus* den ostmitteleuropäischen Ländern, dabei führt der *braindrain* u. a. dazu, dass kritische und besonders jüngere Stimmen gegen Populisten und „illiberale Regierungen“ vor Ort fehlen. Abgesehen von Rochs Beitrag zur CEU bleibt die Rolle der Universitäten unterbelichtet, wie auch David Runciman bei der Buchvorstellung in der CEU im Oktober 2018 anmerkte.¹ Mehrheitlich ist man der Meinung, dass Internet und soziale Medien problematisch seien. Dahingegen inspirieren antike Denker von Plato bis Thukydides einige Autoren weiterhin. Polen wird zwar am Rande behandelt, aber ein genuin polnischer Beitrag fehlt. Die Vereinigten Staaten haben offenbar alle längst abgeschrieben. Das Thema „Brexit“ wird kaum erwähnt.

Die Auswahl der Beiträge für diesen Band mag verwundern, wenn man die Liste der Referenten der gesamten Vortragsreihe betrachtet. Es überwiegen Intellektuelle von nordamerikanischen und britischen Institutionen. Einige, wie Jacques Rupnik, Kis, Sajó, Krastev und Timothy Garton Ash, gehören seit langem zur erweiterten CEU-Familie. Warum jemand wie Thomas Picketty, dessen Vortrag auf Youtube die meisten Klicks aufweist, nicht einbezogen wurde, verwundert.² Zur besseren Einordnung wäre der Kalender der Vorträge hilfreich gewesen sowie ein Verweis auf die Verfügbarkeit *aller* Vorträge der Reihe auf dem Youtube-Kanal der CEU.³

Abschließend bleibt festzuhalten, dass die Analysen mehrheitlich überzeugen. Feinde und Herausforderungen sind identifiziert, Handlungsbedarf konstatiert. Konsens ist, dass Liberale (und andere) mehr Selbstreflexion und -kritik üben müssten. „Vertrauen“ ist eines der Schlüsselwörter, die mehrfach in verschiedenen Beiträgen auftauchen. Allerdings bleiben Handlungsvorschläge, die nicht „more of the same“ lauten, rar. Dies mag u. a. daran

¹ Rethinking Open Society: New Adversaries and New Opportunities, October 4, 2018, URL: <https://www.youtube.com/watch?v=iLuEkL8xjGs&t=228s> (26.01.2019).

² Thomas Picketty – Rising Inequality, Globalization and the Changing Structure of Political Conflict, 11.05.2018, URL: https://www.youtube.com/watch?v=6PVz_98qFpE&index=4&list=PL_0phSnA7tyS3jdVRTQhbbALxYV5Qx81c&t=6s&frags=pl%2Cwn (26.01.2019).

³ URL: https://www.youtube.com/playlist?list=PL_0phSnA7tyS3jdVRTQhbbALxYV5Qx81c (26.01.2019).

liegen, dass die meisten Beiträger/innen weiterhin von den Vorzügen und dem Beharrungsvermögen Europas (vor allem der EU), des Liberalismus und der offenen Gesellschaft überzeugt sind. I. schließt das Buch entsprechend mit der Aufforderung, weiterhin den Dialog zu suchen und die offene Gesellschaft zu verteidigen. So bleibt dieser Band eine Zwischentappe in einer Diskussion, die noch nicht zu Ende ist, aber neue Ideen und neuen Schwung benötigt, will man über Analysen hinaus neue Zukunftsvisionen entwickeln.

Baltimore

Victoria Harms

Gertraud Marinelli-König: Die böhmischen Länder in den Wiener Zeitschriften und Almanachen des Vormärz (1805-1848). Tschechische nationale Wiedergeburt, Kultur- und Landeskunde von Böhmen, Mähren und Schlesien, kulturelle Beziehungen zu Wien. Teil 5: Gertraud Marinelli-König, Josef Schiffer: Gesamtregister. (Sitzungsberichte der Philosophisch-Historischen Klasse, Bd. 887; Veröffentlichungen zur Literaturwissenschaft, Bd. 33.) Verl. der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 2018. XIII, 253 S. ISBN 978-3-7001-8214-6. (€ 63,-). – Der Registerband erschließt die vier in den Jahren 2011 bis 2016 zu den böhmischen Ländern publizierten Bände des 1982 durch den Wiener Slawisten Günther Wytrzens (1922-1991) initiierten, groß angelegten Projekts zur Erschließung der in den in Wien gedruckten „nicht politischen“ Unterhaltungsblättern und gelehrten Zeitschriften zwischen 1800 und 1848 publizierten Beiträge, Nachrichten und Besprechungen. Die Bände sind thematisch angelegt: In Teil 1 (2011) erschließt Gertraud Marinelli-König Beiträge zu Literatur und Schrifttum (Belletristik, Literaturkritik, Zeitungen und Zeitschriften, Bibliografien, Lexika, Buchproduktion und -vertrieb), in Teil 2 (2013) zu Sprachwissenschaften, Philosophie, Ästhetik, Rhetorik, Geschichte und Bildungsinstitutionen und in Teil 3 zur Kunst (Musik, Bildende Künste, Darstellende Künste). Diese von mir angezeigten¹ Bände und den 2016 erschienenen Band 4 (Religion, Recht, Landeskunde, Politische Ökonomie, Naturwissenschaften und Mathematik) hat die Vf. zusammen mit Josef Schiffer durch ein „Gesamtregister“ erschlossen. Es erfasst die in den Zitatstellen und Inhaltsangaben des Repertoriums genannten Personen- und Ortsnamen und ermöglicht so einen erweiterten Zugang zu den Texten, aber auch zu biographischen Daten. Das Personenregister enthält weit mehr als 4 000 Personennamen von Autorinnen und Autoren (einschließlich Namensabkürzungen und Pseudonymen), aber auch von dargestellten oder auch nur erwähnten Personen, soweit möglich mit Lebensdaten. Außerdem erfassen die beiden Bearb. die im Text des kritischen Apparats genannten Personennamen. Pseudonyme lösen sie auf, von unterschiedlichen (zum Beispiel deutschen und tschechischen) Namensformen verweisen sie. Die Ortsnamen werden im Ortsnamenregister in der heute amtlichen Form angesetzt, anderssprachige Namensformen werden durch Verweisungen erschlossen. Ein Verlagsregister beschließt den Band. M.-K. erschließt durch ihre Grundlagenarbeit in beeindruckender Weise die Wiener Periodika der ersten Hälfte des 19. Jh., insbesondere des Vormärz, für die Forschung. Sie dokumentiert über die thematische Erschließung hinaus das – durch die Zensur bis 1848 eingeschränkte – Wissen und die Kenntnis über die böhmischen Länder in der Hauptstadt der Habsburgermonarchie und deren zentrale Stellung in der Kommunikation und der Wissensvermittlung in den gesamten deutschen Sprachraum.

Viersen

Wolfgang Kessler

¹ Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 62 (2013), S. 132, ebenda 64 (2015), S. 316, und ebenda 65 (2016), S. 219.